



universität
wien

MASTERARBEIT / MASTER'S THESIS

Titel der Masterarbeit / Title of the Master's Thesis

„Öffentlich privat.

Die Konstruktion von Privatheit obdachloser Personen
in der Stadt Wien“

verfasst von / submitted by

Lukas Pascher, BA

angestrebter akademischer Grad / in partial fulfilment of the requirements for the degree of
Master of Arts (MA)

Wien, 2023

Studienkennzahl lt. Studienblatt /
degree programme code as it appears on
the student record sheet:

UA 066 905

Studienrichtung lt. Studienblatt /
degree programme as it appears on
the student record sheet:

Masterstudium Soziologie

Betreut von / Supervisor:

Ass.-Prof. Mag. Dr. Michael Parzer

Danksagung

Auch wenn die Masterarbeit meinen Namen als Autor führt, wäre sie ohne die Unterstützung und Mitarbeit von anderen nicht möglich gewesen. Bei diesen Personen möchte ich mich herzlich bedanken!

Mein erster Dank muss meinen Interviewpartner*innen und allen anderen Personen gelten, denen ich im Laufe meiner Feldforschung begegnet bin. Ohne ihre Bereitschaft mir tiefen und hochpersönliche Einblicke in ihr Leben zu gewähren, wäre die Arbeit nie über eine abstrakte Abhandlung von Theorien hinausgegangen und nur durch sie sind die Beobachtungen und Erkenntnisse, die das Fundament der Arbeit bilden, möglich gewesen. In diesem Zusammenhang möchte ich mich auch bei jener Sozialarbeiterin bedanken, die mir geholfen hat, Interviewpartner*innen zu finden.

Ein großer Dank gilt meinem Betreuer Herrn Ass.-Prof. Mag. Dr. Michael Parzer, der stets ein offenes Ohr für mich hatte und mir sowohl all meine Fragen beantworten und mir mit all meinen Anliegen weiterhelfen konnte als auch mit Input und Feedback dafür gesorgt hat, dass sich die Arbeit weiterentwickelt hat und zu einem Ende gebracht werden konnte.

Ebenso möchte ich mich bei Frau Cornelia Reiter und Herrn Martin Oppenauer bedanken, die mich bei der Interpretation und Aufarbeitung meiner Interviews unterstützt haben und damit großen Anteil an den Ergebnissen der Arbeit haben.

Großer Dank gilt weiters meinem Vater Herbert, der mir nicht nur in stundenlangen Diskussionen geholfen hat meine Gedanken zu ordnen und Ergebnisse zu reflektieren, sondern auch dabei geholfen hat, die Arbeit in eine Form zu gießen. Ohne diese Diskussionen und seine Lektüre und Korrektur würde die Arbeit nicht in ihrer finalen Form vorliegen.

Abschließend möchte ich mich bei meiner Frau Mona bedanken, die immer an meiner Seite steht und mich unterstützt, ohne sie wäre das alles nicht möglich gewesen. Ďakujem láska.

Inhaltsverzeichnis

1	Einleitung	7
2	Theoretische Einbettung	10
2.1	Obdachlosigkeit, <i>Home-making</i> und Privatheit	10
2.2	<i>Home-making</i> und Privatheit	12
2.3	Privatheit.....	19
2.3.1	Dezisionale Privatheit.....	24
2.3.2	Informationelle Privatheit.....	25
2.3.3	Lokale Privatheit	27
2.3.4	Dimensionen der Privatheit	32
3	Methodologie und Methode	33
3.1	Der Forschungsprozess.....	35
3.2	Feld und Feldzugang.....	37
3.2.1	Forschungsethik.....	39
3.3	Erhebungsmethode und Material.....	41
3.3.1	Das narrative Interview	41
3.3.2	Datenmaterial	43
3.3.2.1	Kurzportraits der Interviewten	44
3.3.2.2	Memos.....	45
3.4	Auswertungsmethoden	46
3.4.1	Feinstrukturanalyse	48
3.4.2	Systemanalyse	49
3.4.3	Themenanalyse.....	50
3.4.4	Methodenverschränkung	51
3.4.5	Qualitätssicherung	52
3.5	Analysebeispiele	53
3.5.1	Feinstrukturanalyse	54
3.5.2	Systemanalyse	60

4	Ergebnisse	66
4.1	Die Dimension <i>Ort</i>	67
4.1.1	Orte mit bestimmten Funktionen.....	67
4.1.2	Private Orte, private Räume	71
4.2	Die Dimension <i>Zeit</i>	74
4.3	Die Dimension <i>Mobilität</i>	77
4.4	„Oides Obdachloswissen“ (HF, 1469).....	80
4.5	Die Gruppe.....	82
4.6	Die Einrichtungen.....	85
4.7	Die Dimension <i>Mobilität</i> : mobile Privatheit.....	87
4.8	Öffentlich privat.....	91
5	Conclusio	92
5.1	Reflexion der Ergebnisse	92
5.2	Reflexion des Forschungsprozesses.....	95
5.3	Ausblick	97
5.4	Abschließende Bemerkungen	98
6	Literaturverzeichnis.....	101
6.1	Internetquellen	107
7	Abstracts	108
7.1	Abstract deutsch.....	108
7.2	Abstract englisch.....	109

1 Einleitung

Öffentlich privat scheint eine paradoxe Aneinanderreihung von widersprüchlichen Adjektiven zu sein. Eine kühne Metapher, die im normativen Dualismus Öffentlichkeit/Privatheit eine Gleichzeitigkeit andeutet, die aufgrund der Gegensätzlichkeit der semantischen Bedeutungen unmöglich erscheint. Doch dieses Oxymoron ist gelebte Realität für obdachlose Personen.

Im alltäglichen Sprachgebrauch wird das Konzept der Privatheit in erster Linie mit dem eigenen Haus, der eigenen Wohnung oder dem eigenen Zimmer verbunden und als Gegensatz zur Öffentlichkeit verstanden. Während die Öffentlichkeit der Ort der Begegnung ist, ist die Privatheit der Ort des Rückzugs (Karin-Frank 2020, 256). Personen, die nicht über einen eigenen Wohnraum verfügen, sind nach diesem Verständnis immer in der Öffentlichkeit und haben nicht die Möglichkeit Privatheit zu leben.

Die räumliche Komponente ist gewissermaßen die institutionalisierte Form der Privatheit, allerdings ist sie nur ein Aspekt des multidimensionalen Konzepts der Privatheit (Rössler 2001, 144ff.). Obdachlose Personen verfügen somit nicht über keine Privatheit, sondern nicht über die gemeinhin als institutionalisierte Form der Privatheit verstandenen räumlichen Gegebenheiten. Die thematische Verbindung von Obdachlosigkeit und Privatheit ist somit nicht paradox, sondern hoch relevant, da sich die Frage stellt, *wie* Privatheit auch ohne diese räumlichen Gegebenheiten möglich ist.

Die Beschäftigung mit dem Thema der Privatheit ist dabei aus mehreren Gründen relevant. Zum einen hat Privatheit einen hohen gesellschaftlichen Stellenwert. Dieser zeigt sich vor allem, wenn Privatheit in Gefahr zu sein scheint, sowohl auf persönlicher Ebene, wie zum Beispiel unerwünschte Einblicke (Goffman 1982, 68ff.) als auch auf der Ebene des gesellschaftlichen Diskurses, beispielsweise zum Thema Datenschutz (Beyvers et al. 2017, 11). Zum anderen hat Privatheit aber auch eine Funktion. Sie ermöglicht dem Selbst zu reflektieren und sich zu formen (Ritter 2008, 44). Aus handlungstheoretischer Perspektive ist Privatheit eine *geschützte Handlungs- und Verantwortungssphäre* (Rössler 2001, 18), womit sie dem Individuum Entscheidungs- und Handlungsräume öffnet.

Diese handlungstheoretische Perspektive verdeutlicht, dass Privatheit und Obdachlosigkeit kein Widerspruch sind. Das Schaffen und Erhalten von Handlungsspielräumen ist entscheidend bei der eigenen Lebensgestaltung. Privatheit spielt somit eine zentrale Rolle im Alltag aller Menschen. Der Rückgriff auf die institutionalisierte – also räumliche – Form

der Privatheit ist dabei entlastend. Privatheit kann zwar nicht allein räumlich gedacht werden, aber solange ein eigener *Privatraum* zur Verfügung steht, entlastet dieser und Privatheit wird zur alltäglichen Selbstverständlichkeit, die in den Hintergrund rückt. Für obdachlose Personen ist die Möglichkeit Privatheit zu erzeugen, zu leben und private Handlungen zu vollziehen aufgrund der Abwesenheit eben dieser eigenen Räumlichkeiten eine tägliche Herausforderung, die eine Vielzahl von alltäglichen Entscheidungen und Handlungen beeinflusst.

Der Fokus auf das Thema der Privatheit und dabei vor allem auf den Aspekt der Konstruktion von Privatheit ermöglicht somit eine handlungstheoretische Positionierung. Anstelle der abstrakten Deprivation – die ohne Zweifel eine entscheidende Rolle im Leben obdachloser Menschen spielt – tritt eine Handlungslogik, die es der Person ermöglicht Herausforderungen zu bewältigen und ihren Alltag aktiv zu gestalten. Diese Gestaltungsmöglichkeit ist dabei nicht nur möglich, sondern eine alltägliche Notwendigkeit. Ohne den problemlosen Rückgriff auf die institutionalisierte Form der Privatheit müssen zwingend andere Wege gefunden werden, um die eigene Privatheit herstellen und bewahren zu können. Das zentrale Forschungsinteresse der vorliegenden Arbeit ist somit, wie diese gelingen kann, konkret wie Privatheit von Personen konstruiert werden kann, denen aufgrund ihrer Obdachlosigkeit die institutionalisierte räumliche Privatheit verwehrt ist. Die Notwendigkeit Privatheit ohne eignen Privatraum zu konstruieren ist eine alltägliche Herausforderung und hat klare Implikationen für die Tagesgestaltung obdachloser Personen, weshalb eine Fokussierung auf eben diese Konstruktion dazu beiträgt, den Alltag obdachloser Personen besser verstehen zu können.

In der Forschung zum Thema Obdachlosigkeit zeigt sich seit einigen Jahren eine Entwicklung, die das Individuum und seine Handlungsmacht stärker ins Zentrum rückt (Pleace et al. 2022, 316). Dies ist eine Konsequenz aus einer theoretischen Neudefinition des Begriffspaares *Home* und *Homelessness* (Somerville 1992, 530) und einer daraus resultierenden handlungstheoretisch-konstruktivistischen Perspektive auf die beiden Konzepte (Lenhard et al. 2022a, 183). Die vorliegende Arbeit knüpft an diese handlungstheoretische Forschung an und stützt sich dabei auf das Privatheitskonzept von Rössler (2001). Rössler unterteilt Privatheit in die drei Dimensionen dezisionale, informationelle und lokale Privatheit (Rössler 2001, 25). Diese Dreiteilung dient als theoretischer Ausgangspunkt, wobei die Dimension der lokalen Privatheit mit Hilfe der

relationalen Raumtheorie nach Löw (2012) und Lefebvre (1992) ergänzt und damit neu definiert wird.

Um dieses Forschungsinteresse umsetzen zu können, wurde eine empirische Untersuchung durchgeführt, die den Prinzipien der interpretativen Sozialforschung (Lueger 2010, 24) folgte. Dafür wurden narrative Interviews (Rosenthal 2015, 163) mit insgesamt sieben in Wien lebenden obdachlosen Personen geführt und diese anschließend durch eine Verschränkung der drei Auswertungsmethoden Feinstruktur-, System- und Themenanalyse interpretiert (Froschauer & Lueger 2003, 111).

Bevor die genaueren Ausführungen zum methodischen Vorgehen dargestellt werden, wird im 2. Kapitel jene theoretische Verortung vorgenommen, die bereits kurz angedeutet wurde. Diese beginnt mit einer reflexiven Beschäftigung der aktuellen Literatur zum Thema Obdachlosigkeit und Privatheit, aus der sich die konkret ausformulierte Forschungsfrage ableiten lässt. Anschließend wird eine Begriffsbestimmung des Terms *Privatheit* sowie semantisch verwandter Konzepte vorgenommen und die zentrale Theorie, auf die sich die vorliegende Arbeit stützt – das Privatheitskonzept von Beate Rössler (2001) – vorgestellt und adaptiert. Das genaue methodische Vorgehen wird im 3. Kapitel dargelegt. Dazu werden der interpretative Forschungsprozess sowie die für die Erhebung entscheidenden Methoden und Vorgänge skizziert. Neben der Darstellung des Felds und des Feldzugangs, der Erhebungsmethode sowie der Auswertungsmethode, sollen die zwei ausführlichen Analysebeispiele gegen Ende des Kapitels einen Einblick in das methodische Vorgehen liefern und dabei helfen den Erkenntnisgewinn nachvollziehbar zu machen. Das 4. Kapitel stellt das Herzstück der Arbeit dar, hier werden die Ergebnisse der Interpretation dargestellt, theoretisch unterfüttert und die zentralen Erkenntnisse abgeleitet. In einer abschließenden Conclusio (5. Kapitel) wird eine Reflexion dieser Ergebnisse sowie des Forschungsprozesses vorgenommen, ein Ausblick auf mögliche weitere Untersuchungen gegeben und die Arbeit zu einem Abschluss gebracht.

2 Theoretische Einbettung

Um die aktuelle Forschung zum Thema Obdachlosigkeit verstehen und eine theoretische Rahmung dieser Arbeit vornehmen zu können, muss zunächst eine Konzipierung des Begriffs Obdachlosigkeit vorgenommen werden, bevor anschließend im Dialog mit aktuellen Forschungsarbeiten die wissenschaftliche Lücke aufgezeigt und eine zentrale Forschungsfrage formuliert werden kann. Erst dann kann eine Einbettung in die zugrundeliegende Theorie zum Thema Privatheit erfolgen.

2.1 Obdachlosigkeit, *Home-making* und Privatheit

Obdachlosigkeit ist ein umkämpftes Konzept. Je nach politisch-ideologischer und epistemologischer Positionierung ergeben sich unterschiedliche Argumentationen sowohl hinsichtlich Definition als auch Ursache und Auswirkung (Somerville 1992, 531). Ein historischer Blick auf die Beforschung des Themas spiegelt nicht nur die Vielfältigkeit – und mitunter Kurzlebigkeit – von Konzepten wider, sondern verdeutlicht auch, dass mit einer Definition eine Positionierung bezogen wird und werden muss (Hall 2019, 56f.). Lange Zeit war der wissenschaftliche Diskurs des 20. Jahrhunderts von zwei gegensätzlichen Definitionen geprägt, die die Ursache von Obdachlosigkeit entweder mit *Sünden* – wie Kriminalität und Sucht – sowie mit physischer und psychischer *Krankheit* oder durch *Systemversagen* im Immobilienmarkt und Wohlfahrtsstaat erklären (Please et al. 2022, 316).

In den 1990er Jahren entstand aus der Verschmelzung dieser beiden Ansichten das Konzept der *new orthodoxy*, ein Versuch Obdachlosigkeit sowohl mit individuellen als auch systemischen Kausalitäten und deren Interaktion zu erklären. Unter der Grundannahme, dass systemische Gegebenheiten die Voraussetzungen für Obdachlosigkeit schaffen und individuelle Prädispositionen die Wahrscheinlichkeit obdachlos zu werden erhöhen (Fitzpatrick 2005, 5), wurde eine Typisierung von obdachlosen Personen vorgenommen ohne individuelle Entscheidungen und Entwicklungen zu berücksichtigen (Please et al. 2022, 316). Aus dieser Konzipierung ergeben sich mehrere Probleme. Zum einen umfasst sie nur obdachlose Personen in der engen semantischen Bedeutung des Worts, also Personen *ohne Obdach* (Somerville 1992, 531). Zum anderen liegt der Fokus lediglich auf den Gründen für Obdachlosigkeit, womit neben individuellen Entscheidungen auch die Handlungs- und Gestaltungsmacht obdachloser Personen ausgeklammert wird (Please et al.

2022, 316). Ein Verständnis für die tatsächliche Lebensrealität obdachloser Personen und wie diese von ihnen gestaltet und gelebt wird, ist damit ausgeschlossen (Nózka 2020, 498). Diese Kritik führte zu einem neuen Versuch der Definition, der die gegenwärtige Forschung des Themas nachhaltig prägt und somit auch grundlegend für die vorliegende Arbeit ist.

Somerville (1992) argumentiert, dass Obdachlosigkeit – genauer *Homelessness*¹ – als ideologisch konnotiertes theoretisches Konstrukt nur im Wechselspiel mit der ebenfalls ideologischen Konstruktion seines Antonyms *Home* verstanden werden kann. *Homelessness* ist demnach die Abwesenheit dessen, was *Home* ist (Somerville 1992, 530). Ein Verständnis, nach dem *Homelessness* bedeutet *kein Dach über dem Kopf* zu haben, greift somit zu kurz. Vielmehr definiert Somerville *Home* anhand von sieben Kriterien:

“Home can be argued to have at least six or seven dimensions of meaning, identified by the ‘key signifiers’ of shelter, hearth, heart, privacy, roots, abode and (possibly) paradise. Each of these signifiers can be explicated in terms of its wider symbolic meaning (its ‘general connotation’), its evocation of a specific sense of security, and its characteristic mode of relating to oneself and to others.” (Somerville 1992, 532, H.i.O.)

Neben der gebauten Struktur (*shelter*) bezieht sich die Definition somit auf Geborgenheit (*hearth*), soziale Beziehungen (*heart*), Privatheit (*privacy*), Identifikation (*roots*), Rückzugsort (*abode*) und Idealisierung (*paradise*) und ermöglicht damit *Home* nicht nur als rein physischen Ort, sondern auch als symbolisch-relationale Gegebenheit zu verstehen (Somerville 1992, 532ff.). Dieser mehrdimensionale Blick verdeutlicht sowohl, dass die gebaute Struktur alleine nicht ausreichend ist, als auch, dass *Home* in gewisser Form auch ohne eben diese Struktur konstruiert werden kann (Lenhard et al. 2022a, 183). *Homelessness*, als Abwesenheit einer oder mehrerer dieser Kriterien, ist somit eine Form der vieldimensionalen Deprivation (Somerville 2013, 384).

Diese Definition erlaubt somit ein breiteres Verständnis von *Homelessness*, das sowohl obdach- als auch wohnungslose Menschen, aber ebenso Personen, die beispielsweise aufgrund häuslicher Gewalterfahrungen trotz „eigener“ Wohnung kein Gefühl von *Home*

1 Somervilles Argumentation stützt sich auf die semantischen Antonyme *Home* und *Homelessness*. Im deutschen ist das Antonym von *Obdachlosigkeit* nicht *Zuhause*, sondern *Obdach*. Das deutsche Substantiv entspricht gewissermaßen der Minimaldefinition, die laut Somerville zu kurz greift. In diesem Wissen wird in der vorliegenden Arbeit trotzdem weiterhin der deutsche Terminus *Obdachlosigkeit* verwendet, da der Fokus auf jenen Personen liegt, die kein (eigenes) Obdach besitzen.

erhalten können, umfasst (Speer & Goldfischer 2020, 34; Pleace et al. 2022, 319). Entscheidend für die Beforschung des Themas Obdachlosigkeit – als spezielle Form der *Homelessness* ohne Obdach – ist, dass die gebaute Struktur nur ein Aspekt von *Home* unter mehreren ist und obdachlose Personen somit auch ohne diese eine Art *Home* besitzen können:

“[...] [H]ome is not only a special type of domestic place, but also a constellation of practices, processes, skills, material settings and meanings that evolve in private, public and communal spaces.” (Lenhard et al. 2022a, 183)

Dieses Verständnis von *Home* prägt die Forschung der letzten Jahre, die vor allem unter dem Konzept des *Home-makings* (Boccagni & Kusenbach 2020, 600), der Handlungs- und Gestaltungsmacht obdachloser Personen neue Aufmerksamkeit zukommen lässt und damit die konkrete Lebensrealität anstelle von externen Gegebenheiten ins Zentrum des Interesses rückt. Somit wird eine handlungstheoretische Perspektive eingenommen und obdachlose Personen nicht als passive Subjekte, die *homelessness* erleiden, wahrgenommen, sondern als aktiv handelnde Individuen (Lenhard et al. 2022a, 185). Innerhalb dieser Verortung bewegt sich auch die vorliegende Arbeit, auch wenn, wie im Folgenden erklärt wird *Home-making* nicht direkt im Fokus steht.

2.2 *Home-making* und Privatheit

Die Definition von *Home* stellt einen konstruktivistischen Anspruch an die jeweiligen Individuen. *Home* ist nicht ein starre Gegebenheit, sondern muss durch das Formen und Aufrechterhalten sozialer Beziehungen, Gestaltung und Zuschreibungen konstruiert werden, kurz *home is a practice* (Boccagni & Kusenbach 2020, 599). Diese Konstruktion wird als *Home-making* bezeichnet und obwohl sie immer noch eine starke Bindung zu einem Raum hat, muss dieser nicht eine Wohnung oder ein Haus sein:

“Understanding home as a specific social practice, rather than a location, has the distinct advantage of moving research on homemaking away from proper home-like settings into other spaces, thereby offering opportunities for a better understanding of transient, multiple and incomplete homes, as well as homemaking in non-domestic and even public spaces – anywhere where people put forth ownership claims, however minimal and temporary, over slivers of space.” (Boccagni & Kusenbach 2020, 600)

Home-making ist somit sowohl für Personen mit festem Wohnraum als auch für obdachlose Personen möglich. Unter diesem Gesichtspunkt ist Obdachlosigkeit nicht mit *Homelessness* gleich zu setzen, da zweiteres eine externe Zuschreibung ist, die ausgehend von einem rigiden unverhandelbaren Konzept von *Home* (Hoolahan 2022, 227) die Möglichkeit alternativer *Home*-Gestaltung unterschlägt (Please et al. 2022, 316). Zentral für die Betrachtung von Obdachlosigkeit aus der Perspektive von *Home-making* sind *agency* (Handlungsmacht) und *resistance* (Widerstand):

“Agency refers to the ability of those experiencing homelessness to influence their own trajectory, i.e. the experience of homelessness is understood, at least in part, by the person experiencing it. Agency also means exercising a degree of control over presentation of self and place. [...] [R]esistance means literally and figuratively building other ways of living, creating other versions of ‘home’ because the orthodox versions of home are inaccessible.” (Please et al. 2022, 317, H.i.O.)

Die Frage, mit der sich *Home-making* beschäftigt, ist somit, wie obdachlose Personen in Situationen und mit Strukturen, die dies eigentlich verhindern oder erschweren, trotzdem ein *Gefühl* von *Home* erzeugen können und ihr Leben gestalten. Diese Frage zieht sich wie ein roter Faden durch die aktuelle Forschung zum Thema Obdachlosigkeit:

McCarthy (2020) stellt die oft starke Fokussierung auf non-materielle Aspekte des *Home-makings* in Frage und untersucht, wie wohnungslose Frauen *Home-making* mittels Objekten erreichen. Fotos oder kleine Objekte dienen als Erinnerung an das ehemalige Zuhause. Diese werden überall mitgenommen und temporäre Unterbringungen werden damit dekoriert und somit angeeignet (McCarthy 2020, 1318ff.). Auch werden die Möbel, die im Besitz der Einrichtung sind, im Zimmer neu angeordnet, um ein Gefühl der Gestaltungsfreiheit im „eigenen“ Zimmer zu erlangen (McCarthy 2020, 1323f.). Paul (2023) beschreibt ähnliche Prozesse der Raumaneignung (Paul 2023, 153), betont aber – wie McCarthy in einer früheren Untersuchung (McCarthy 2018, 974f.) – zusätzlich die Rolle, die das soziale Netzwerk und soziale Beziehungen innerhalb der Einrichtungen spielen. Freundschaftliche Beziehungen festigen die Gefühle von *Belonging* und *Home* und damit das *Home-making* (ebd.), wohingegen Konflikte und negative Beziehungserfahrungen kontraproduktiv wirken (ebd., 154). In allen drei Texten spielt neben *Home-making* das *Home-unmaking*, also die materielle oder soziale Erosion des *Home*, eine entscheidende Rolle (McCarthy 2020, 1311). So wird das Gefühl *Home* beispielsweise durch häusliche Gewalt (Wardhaugh 1999, 98f.)

oder fehlende Kontrolle über den Zugang zum eigenen Zimmer (Paul 2023, 150) zerstört. Beides kann sowohl mit als auch ohne eigenen Wohnraum geschehen. Zwar beziehen sich alle drei Texte in ihrer Analyse lediglich auf die räumliche Aneignung von Personen in wohnungslosen Einrichtungen, doch lassen sich ähnliche Versuche des *Home-makings* mittels Objekten auch bei obdachlosen Personen beobachten, die versteckte Orte in Tunneln, leeren Häusern oder unter Brücken durch Einrichtungsgegenstände *privatisieren* und *personalisieren* (Nózka 2020, 506). Im Gegensatz zu Zimmern in Einrichtungen (Paul 2023, 156) kann der Zugang zu diesen Orten selbst bestimmt werden und mittels Schlössern oder Schildern Kontrolle über den angeeigneten Raum gewonnen werden (Nózka 2020, 508). In und außerhalb von Obdachloseneinrichtungen finden sich somit verschiedene Arten des *Home-makings*: durch die Gestaltung des Ortes, durch Routinen und Handlungsabläufe, die *typische* häusliche Abläufe mimen (Lenhard 2022b, 254), durch eine räumliche Proximität zur alten Wohnumgebung, sowie in Einrichtungen durch die Vermittlung des Gefühls willkommen zu sein und gebraucht zu werden (Nózka 2020, 512):

“[...] [A] roof over one’s head alone is not enough, while even if they fulfil housing standards, specific spaces can lose the quality of a home, instead being viewed as a shelter or prison. Homeless people sometimes indicated outright that a space becomes a home only when a person feels safe there, finding satisfaction and understanding and building social relations. [...] Secondly, experiencing home is also often not caused by the availability of a physical space.[...] The concept of a home can therefore refer to a wide category of places with which people might identify. It entails possessing a kind of spatial frame of reference, a conviction about who you are, where you belong, but also what belongs to you. The sense of home emerges from the feeling of possessing something of one’s own, not necessarily in a material sense, and is related to the experience of familiarity and community.” (Nózka 2020, 512)

Die bis hierher besprochenen Studien verdeutlichen die *agency*, sprich die Handlungsmacht, die obdachlose Personen besitzen und nicht aufgrund des fehlenden eigenen Wohnraums verloren haben (Please et al. 2022, 324). Diese Handlungsmacht ermöglicht ihnen einen Gestaltungsfreiraum, in dem *Home-making* betrieben werden kann. Für das Forschungsinteresse der vorliegenden Arbeit ergeben sich durch den starken Fokus dieser Studien auf *Home-making* allerdings zwei Probleme. Zum einen ist *Home-making* nicht gleichzusetzen mit *Home* und zum anderen ist *Home* nicht deckungsgleich mit Privatheit.

Vandenbeld Giles (2020) definiert *Home* als Prozess, der unabhängig von den gegebenen physischen Strukturen aus den drei Elementen *Kontrolle über den Raum, Sicherheit* und *Privatheit* besteht (Vandenbeld Giles 2020, 707). Versuche des *Home-makings* sind somit nur so weit erfolgreich, als diese Elemente damit erreicht werden können. Im Kontrast zu den bis jetzt besprochenen Studien argumentiert Vandenbeld Giles, dass Obdachloseneinrichtungen den Bewohner*innen keine dieser Elemente ermöglichen und somit, unabhängig von der Etablierung sozialer Beziehungen oder der (geduldeten) Gestaltung des Raums, nicht durch *Home-making* in ein *Home* verwandelt werden können (Vandenbeld Giles 2020, 714; sowie ebenfalls: O'Shaughnessy & Greenwood 2021, 296f.; Hao et al. 2022, 309; Hoolachan 2022, 277; Schneider 2020, 6).

Sowohl Kerr (2016) als auch Hao et al. (2022) sprechen davon, dass die Fremdkontrolle, fehlende Handlungsmacht und fehlende Privatheit innerhalb der Obdachlosenunterkünfte als entmachtend empfunden werden und anstatt mit einem Gefühl von *Home* die Unterkunft mit einem Gefängnis assoziiert wird (Kerr 2016, 408; Hao et al. 2022, 302f.). Obwohl das entscheidende Merkmal des Gefängnisses – das Eingesperrtsein – nicht vorliegt, wird die gefühlte Abwesenheit der eigenen Kontrolle und Privatheit als so gravierend empfunden, dass die Einrichtungen mit einem der fünf von Goffman beschriebenen Typen der *totalen Institution* (Goffman 2016, 16) verglichen werden. Entscheidende Merkmale der *totalen Institution* sind dabei der allumfassende Zugriff auf das Individuum durch die Institution – wodurch Privatheit unmöglich ist – und die klare hierarchische Asymmetrie zwischen den (bürokratischen) Autoritäten der Institution und der Gruppe – in dem Fall der obdachlosen Personen – die von der Institution abhängig ist und von ihr kontrolliert wird (Goffman 2016, 15ff.). Die Wahrnehmung als *totale Institution* steht somit diametral entgegen jeglichem Gefühl von *Home*, wie auch Schneider (2020) betont:

“[U]nhoused people attached personal autonomy, the agency to design their lives and live in a selfdirected manner to the notion of home. Being able to ‘create a home’ suggests the ability to decide what home constitutes and with whom a home should be built. This agency is stripped off the residents of such shelters who must follow a rigid set of rules in a depersonalised manner.” (Schneider 2020, 7, H.i.O.)

Aufgrund fehlender eigener Kontrolle, Sicherheit, Autonomie und Privatheit vermeiden viele Obdachlose diese Einrichtungen sofern möglich und leben im öffentlichen Raum der Stadt (Hao et al. 2022, 304f., Schneider 2020, 6). Auch hier lassen sich konkrete Versuche

des *Home-makings*, sowohl in möglichst versteckten Orten (Nózka 2020, 506; Speer & Goldfischer 2020, 30) als auch an zentralen Plätzen der Stadt (Lenhard 2022b, 250; Hao et al. 2022, 293) beobachten. Die örtlichen Gegebenheiten spielen dabei eine entscheidende Rolle. So beschreibt Lenhard (2022) das *Home-making* im öffentlichen Raum anhand der Aneignung von Entlüftungsausgängen eines Pariser Bahnhofs (Lenhard 2022b, 254):

“[...] Pavel, Damian and the others had chosen a small enough couple of corners, both heated up by hot vents and brought them under control. While one set of vents acted as their quasi-shelter, fully equipped with tents, mattresses and little nooks for the (up to) six Polish men, the other vents were their place to work (beg), eat and drink. The two spaces were in this sense distinctly separated by function [...] and distinctly orderly.” (Lenhard 2022b, 258)

Mit Hilfe von Zelten konnte Kontrolle über ein Stück öffentlichen Raums gewonnen und nicht nur ein instabiles aber selbstständiges *Home* etabliert, sondern dieses sogar funktional unterteilt werden. Ähnliche Aufteilungen werden auch von Schneider (2020) beschrieben. Gewisse Orte können angeeignet und dadurch als privater als andere verstanden werden (Schneider 2020, 11). Diese Unterteilung lässt sich, wenn die Gegebenheiten es erlauben, auch auf die gesamte Stadt ausweiten, wodurch der Tagesaufenthalt vom Schlafplatz distanziert werden kann und zweiterer damit geschützter und privater wird (Schneider 2020, 11f.; Pöltl 2015, 96). Als Konsequenz der Aufteilung entwickeln obdachlose Personen Abläufe, wie sie die verschiedenen Stationen durchlaufen – Schneider benennt dies als *Home as routine* (Schneider 2020, 12) – wodurch *Home* als Handlungslogik und nicht räumlich verstanden werden kann (Schneider 2020, 12f.). Auch Hao et al. (2022) zeigen in ihrer Untersuchung, wie obdachlose Personen die Infrastruktur und Abläufe zentraler Orte nutzen, um ihre Bedürfnisse zu befriedigen und ein Gefühl von Kontrolle und Sicherheit zu erzeugen. Das Gefühl der Sicherheit ist dabei ambivalent, da es in der konkreten Untersuchung durch Sicherheitspersonen erzeugt wird und somit ein Anpassen an (in-)offizielle Regeln benötigt und bei Regelbruch entzogen werden kann (Hao et al. 2022, 305f.). Das in der Studie erwähnte Sicherheitspersonal ist exemplarisch für einen größeren Trend der *Sanitized City* (Trenna Valado 2006, 35), also einer städteplanerischen Entwicklung, die unter dem Deckmantel der *Reinlichkeit* marginalisierte Personen aus innenstädtischen Räumen verdrängt. Laut Trenna Valado (2006) resultiert daraus die Einteilung der Stadt in *prime* und *marginal spaces* (Trenna Valado 2006, 57). Dabei handelt es sich – in Anlehnung an Goffmans Theorie der *Vorder-* und *Hinterbühne* (Goffman 2017,

100ff.) – um eine Unterteilung der Stadt in zentrale *sterile* Räume der Öffentlichkeit und periphere Räume. Die Raumaneignung durch marginalisierte Personen soll in *prime spaces* verhindert werden und so berichtet beispielsweise Lenhard (2022) auch davon, dass im Laufe seiner Forschung verschiedene städtebauliche und punitive Maßnahmen getroffen wurden, und zum Ende der Untersuchung alle Zelte verschwunden waren (Lenhard 2022b, 259). Speer und Goldfischer skizzieren in ihrem Text *The City is not Innocent* (2020) nicht nur die zentrale Rolle, die öffentliche Parkanlagen für die Privatheit und als Rückzugsraum für – vor allem weibliche – Obdachlose haben, sondern auch, wie diese sukzessive umgestaltet werden, um genau diese Funktion nicht mehr erfüllen zu können (Speer & Goldfischer 2020, 37; sowie auch: Nissen 2008, 282f.; Bodnár 2002, 186f.). Speer (2017) argumentiert, dass diese Änderungen darauf abzielen obdachlose Personen in die Einrichtungen zu bringen, womit sie aus der Öffentlichkeit verschwinden und kontrolliert und überwacht werden können (Speer 2017, 527). Ein Vorhaben, das aus mehreren Gründen zum Scheitern verurteilt ist. Zum einen sind die Personen nicht bereit ihre engen familienähnlichen Beziehungen – zumeist auch zu Tieren, die in den meisten Einrichtungen grundsätzlich verboten sind (Speer 2017, 529; Groot & Hodgetts 2012, 261) – aufzugeben, da die Freundschaften durch ihre familienähnlichen Strukturen und Intensität Sicherheit und Geborgenheit bieten (Schneider 2020, 9; Pöltl 2015, 99; Kohut & Patterson 2022, 70f.). Zum anderen ermöglicht das Leben außerhalb der Einrichtungen mehr Privatheit:

“Paradoxically, shanties erected in the public sphere often afforded homeless [...] greater privacy than dwellings provided by the city, in that residents were not subject to intrusive screenings or ongoing case management.” (Speer 2017, 529)

Trotz erheblicher Schwierigkeiten, politischer Interventionen und scheinbarer Wohnalternativen betrachten viele obdachlose Personen das Leben auf der Straße als bessere Option als ein Leben in Obdachloseneinrichtungen (Speer 2017, 531). Das Thema Privatheit spielt dabei eine entscheidende Rolle und hat auch eine politische Dimension. Wie Sparks in seinem Text *Broke Not Broken* (2010) skizziert, besteht im europäisch-nordamerikanischen Kontext eine starke Verbindung zwischen Privatbesitz und *Citizenship*², wodurch jene, die keinen eigenen Wohnraum besitzen fundamentale

2 Das deutsche Wort *Staatsbürger*innenschaft* ist nicht geeignet, um das Konzept von *Citizenship* nach T. H. Marshall (1950) zu beschreiben und kann daher hier nicht verwendet werden.

Citizenship-Rechte verlieren. Dieser Konnex zwischen Besitz, Privatheit und *Citizenship* und das (scheinbare) Fehlen der ersten beiden Punkte, dient als Legitimation für punitive Maßnahmen und den Ausschluss aus der Öffentlichkeit (Sparks 2010, 848ff.; Mitchell 1997, 319ff.):

“[...] [T]he homeless find themselves caught in a double bind. On the one hand, the moral associations emanating from the lack of private property in a property-based society justifies [...] their exclusion from the public sphere [...]. Yet on the other, the justification for the heightened surveillance, sociospatial management, and physical exclusion of the homeless from public space rests on the notion that the homeless are not legitimately part of the public and are therefore an outside threat. [...] For those who lack access to private property, the systematic denial of privacy functions to construct and reproduce the homeless as the irrational and dependent “constitutive outside” of liberal citizenship.” (Sparks 2010, 848, H.i.O.)

Privatheit ist somit sowohl für ein Gefühl von *Home* als auch für die Teilhabe an der Öffentlichkeit entscheidend, kann aber in Obdachloseneinrichtungen kaum hergestellt werden. Gleichzeitig werden Wohnarrangements im öffentlichen Raum erschwert und bekämpft, womit sich die Frage stellt, ob und wie es obdachlosen Personen trotzdem gelingt Formen von Privatheit zu haben. Wie Pleace et al. (2022) anmerken, stößt hier Forschung mit zu starkem Fokus auf *Home-making* an ihre Grenzen, da zum einen nur eine Minderheit der Obdachlosen in der Lage ist, sich längerfristig Orte im öffentlichen Raum anzueignen, und zum anderen *Home-making* trotzdem eine zu stark räumliche Komponente zugeschrieben wird (Douglas 1991, 289), die den fluiden und abwechslungsreichen Schlafsituationen, die sich für jene ergeben, die nicht einen Platz etablieren konnten (Pleace et al. 2022, 322), nicht gerecht wird. Hierfür eignet sich das Konzept der Privatheit besser. Trotzdem findet sich das Thema Privatheit in vielen der bis jetzt besprochenen Studien nur als eines von mehreren unter dem Schirm des *Home-makings*. Nichtsdestotrotz lassen sich daraus Erkenntnisse und Überlegungen ableiten, die dabei helfen können, Privatheit obdachloser Personen besser zu verstehen. Handlungsmacht, Kontrolle und Autonomie zeigen sich in allen besprochenen Untersuchungen als entscheidende Aspekte und sind somit auch zentral für die vorliegende Forschungsarbeit.

Ebenso zentral erscheint das Thema der Sichtbarkeit. Wie Sparks (2010) argumentiert, benötigen obdachlose Personen Sichtbarkeit, um ihre Bedürfnisse darlegen zu können und

als legitimer Teil der Öffentlichkeit wahrgenommen zu werden. Gleichzeitig kann Sichtbarkeit in der Öffentlichkeit zu Ablehnung und Stigmatisierung führen (Hughes et al. 2017, 112; Goffman 1975, 58ff.), weshalb zusätzlich die Möglichkeit der Unsichtbarkeit gebrauchen wird, um dieser Stigmatisierung zu entgehen und Privatheit herstellen zu können. Ebenso erlaubt es die Unsichtbarkeit, sich aus der (politischen) Öffentlichkeit zurückzuziehen (Sparks 2010, 850). Die Frage der (Un-)Sichtbarkeit steht auch immer in enger Verbindung mit Sicherheit. Wie Wardhaugh (1999) beschreibt, kommt in Abwesenheit eines gebauten Zuhause dem Körper als *Außenwand* eine entscheidende Rolle in der Erzeugung von Sicherheit zu (Wardhaugh 1999, 103 ff.). Sicherheit kann demnach zum einen durch Unsichtbarkeit erzeugt werden (Wardhaugh 1999, 104; sowie auch: Trenna Valado 2006, 56; Schneider 2020, 11), indem die eigene *Umwelt* (Goffman 1982) – darunter versteht Goffman „[...] jenen [das Individuum] umgebenden Bereich, in dem für es wahrnehmbare Alarmzeichen auftreten können und in dem zugleich die Ursachen für seinen Alarmzustand lokalisiert sind.“ (Goffman 1982, 336) – verringert, oder durch Sichtbarkeit, indem die eigene *Umwelt* durch Raumaneignung möglichst vergrößert wird (Wardhaugh 1999, 103).

Wie ein Blick in die Literatur zeigt, stellt sich die Frage der Privatheit von obdachlosen Personen immer wieder. Dabei wird das Thema vor allem in Verbindung – und als Unterpunkt – mit *Home* und *Home-making* betrachtet und kaum als zentrales Forschungsinteresse behandelt. Die Veränderungen der Stadt, die Konzipierung der Obdachlosenhilfe und die Frage der Teilhabe an der Öffentlichkeit machen eine genauere Untersuchung des Konnex Obdachlosigkeit und Privatheit unabdingbar. Die vorliegende Arbeit soll einen Beitrag dazu leisten diese Lücke zu schließen und behandelt als zentrales Forschungsinteresse die Frage:

Wie konstruieren und wahren obdachlose Personen ihre Privatheit
im öffentlichen Raum der Stadt Wien?

Um diese Frage beantworten zu können, wird anschließend eine Begriffsbestimmung von *Privatheit* vorgenommen und damit ein theoretischer Rahmen für die Arbeit gesteckt.

2.3 Privatheit

Es scheint paradox, den Begriff des *Home-makings* als zu räumlich gedacht abzulehnen und stattdessen Privatheit als flexibleren Begriff zu benennen und zentral für die Erforschung

der Lebensrealität obdachloser Personen zu sehen, immerhin ist wohl die erste Assoziation jene der *eigenen vier Wände*. Diese wird der Komplexität des Begriffs allerdings nicht gerecht. Vielmehr ist Privatheit als multidimensionales Konzept zu verstehen (Rössler 2001, 144ff.), von denen die räumliche Dimension nur eine unter mehreren ist, und – wie im Folgenden auch dargelegt wird – fluider ist als jene des *Home*-Konzepts, auf dem *Home-making* basiert (Keckeis 2017, 37).

Ein zweiter Punkt, der gegen die Verwendung des Konzepts der Privatheit spricht, ist die ideologisch und politisch umkämpfte Geschichte des Begriffs. Sparks (2010) verwiest nicht zufällig auf den Zusammenhang von Privatheit, Privatbesitz und *Citizenship*-Rechten (Sparks 2010, 848; Beyvers et al. 2017, 4f.). So wird das Private aus Sicht der liberalen Rechten als essenzieller Raum gesehen, der das Recht ungestört und ungesehen zu sein durchsetzt und so Intimität und Autonomie garantiert (Karin-Frank 2020, 257; Rendell 2002, 197). Während in der Öffentlichkeit eine strenge *civility* – also Höflichkeit – herrschen muss, um die persönliche liberale Freiheit von sich selbst und anderen zu schützen, kann im Privaten ein individuelles Leben geführt werden (Rössler 2001, 323f.). Das Private ist somit eine Seite des Dualismus öffentlich und privat, der sich im Gegensatzpaar Gesellschaft und Individuum widerspiegelt, wobei aus konservativer Sicht der private Individualismus vor der Öffentlichkeit geschützt werden muss:

„Das Private als Rückzugsraum, als Refugium des Individuums von der kalten Welt (Heaven in a Heartless World), als außer- oder sogar anti-gesellschaftlicher Bereich. Die Privatsphäre soll geschützt werden vor dem Eindringen böser Mächte, sei es der Staat oder die bürgerliche Öffentlichkeit und deren Nachfolger, die Massenmedien. Aus Perspektive des Privaten muss der ‚Gesellschaft‘ mit Misstrauen begegnet werden. Sie will Menschen in eine Ordnung einzwängen, ihn disziplinieren, seine wilde Natur bändigen usw.“ (Burkart 2002, 403f., H.i.O.)

Dem gegenüber steht eine feministische Perspektive auf den Dualismus, die die Trennung zwischen öffentlich und privat anhand von Geschlechterrollenzuschreibungen und Machtgefällen beschreibt (Keckeis 2017, 20). Während die politische Öffentlichkeit von Männern dominiert und gestaltet werden kann, werden Frauen auf den privaten Haushalt reduziert und damit gesellschaftliche und politische Teilhabe verhindert (Rendell 2002, 197). Die öffentliche, gesellschaftliche Seite des Dualismus ist somit auch der politisch-demokratische Raum, und während konservative bis libertäre Perspektiven die Privatheit in

Gefahr sehen, beschreibt die marxistisch kritische Perspektive eine Erosion der politisch-bürgerlichen Öffentlichkeit (Fux 2008, 61; Sennett 2004, 329ff.).³

In diesem Wissen erscheint es trotzdem relevant sich dem Thema zu widmen, da Privatheit und ihr Schutz in der alltäglichen Realität der meisten Menschen eine entscheidende Rolle spielt. So beschreibt Goffman in seinem Sammelwerk *das Individuum im öffentlichen Austausch* (1982) die mannigfältigen Strategien, mit denen Personen versuchen die Kontrolle über ihre Wahrnehmung und ihre persönlichen Informationen⁴ zu behalten (Goffman 1982, 68f.). Ebenso lässt sich ein reger gesellschaftlicher Diskurs zu den Fragen der Digitalisierung, der Datensicherheit, der Überwachung und dem Schutz der Privatsphäre beobachten (Beyvers et al. 2017, 11). Auch wenn sich die Grenzen zwischen öffentlich und privat immer wieder verschieben, so haben doch beide Bereiche ihre klare Funktion und Daseinsberechtigung. Die vorliegende Arbeit soll somit nicht als Plädoyer für Privatheit auf Kosten einer florierenden (politischen) Öffentlichkeit verstanden werden, sondern sie soll einen Beitrag dazu leisten, die Lebensrealität obdachloser Personen zu verstehen, in der Privatheit – so wie in der Lebensrealität aller Menschen – eine wichtige Rolle spielt (Sparks 2010, 850). Diese zentrale Rolle im Alltag ergibt sich auch aus der Funktion, die Privatheit bei der Auseinandersetzung mit dem eigenen Selbst hat. So beschreibt Ritter Privatheit als einen geschützten Bereich, in dem eben diese Auseinandersetzung stattfinden kann:

„Privatheit ist der Bereich, in dem die Subjektivität einer Person gewonnen und gestaltet wird und sich entfalten kann, ein Bereich, in dem die Bedürfnisse des Selbst und die Reflexion auf das Selbst, die Wünsche und das Eigene ihren Platz haben. Insofern ist Privatheit eine elementar notwendige Sphäre, in der die Subjekte ihre Form des Lebens finden und in emotional bedeutsamen Interaktionen ihr Inneres gestalten und reflektieren. Hier wird Selbstvergewisserung ermöglicht, auch die Infragestellung und Überprüfung des Selbst in seinen Kontexten, die wiederum das jeweilige Verhältnis von Privatheit und Öffentlichkeit sowie das Verhältnis zu sich selbst rahmen.“ (Ritter 2008, 44)

3 Dieser kurze Abriss soll die epistemologisch, politisch-ideologisch unterschiedliche Behandlung des Dualismus darstellen. Auch ohne Anspruch auf Vollständigkeit kann an dieser Stelle Hannah Arendt nicht unerwähnt bleiben, die in ihrer Analyse totalitärer System sowohl eine Invasion des Privaten als auch die Zerstörung der politischen Öffentlichkeit darlegt, woraus Entmachtung und Verlassenheit resultiert (Arendt 2021, 974ff.)

4 Goffman selbst spricht zwar nie explizit von Privatheit, doch ist diese Kontrolle über die persönlichen Informationen – wie noch gezeigt wird – ein zentraler Aspekt von Privatheit (Rössler 2001, 201ff.)

Privatheit ist somit zwar ein umkämpftes Konzept, hat aber auch eine klare gesellschaftliche und individuelle Funktion und ist als solche unabdingbar. Jede Auseinandersetzung bedingt einer klaren Konzipierung, da – ähnlich wie bei *Home* – im Alltag eine ungenaue und diffuse Verwendung des Begriffs festzustellen ist.

Semantisch wird das Adjektiv *privat* zumeist in ein Naheverhältnis zu *intim* gerückt. Dabei handelt es sich um ein einseitiges Verhältnis, intimes ist immer privat, aber nicht vice versa.⁵ Intim wiederum können Orte und Handlungen sein, entscheidend ist dabei der eingeschränkte Zugang dritter. Intimität kann somit – zumindest in der engen semantischen Bedeutung – nur bestehen, wenn zuvor Privatheit hergestellt wurde. Privatheit ist dem Intimen vorgelagert, aber nicht abhängig davon. Eine zweites Naheverhältnis besteht zu *geheim*, wobei die Begriffe in Ihrer Verwendung deutlich loser zusammenhängen als *privat* und *intim*.⁶ So ist zum Beispiel das Wahlgeheimnis privat, das Staatsgeheimnis hingegen nicht (Rössler 2001, 17). Die Beziehung dieser drei Worte verdeutlicht zum einen, dass *privat* „[...] ein komplexes Prädikat [ist], das wir Handlungen, Situationen, (mental)en Zuständen, Orten und Gegenständen zuschreiben.“ (Rössler 2001, 17) und zum anderen, dass privat immer etwas mit Trennen und dem Einteilen in ein Innen und ein Außen zu tun hat, wobei das Innere mit dem Privaten assoziiert wird und das Äußere mit dem Öffentlichen. Für Rössler (2001) ergeben sich daraus zwei verschiedene semantische Modelle des Privaten beziehungsweise des Dualismus privat/öffentlich.

Privatheit kann als *Zwiebelmodell* gedacht werden, wobei außerhalb das Öffentliche ist, und innerhalb sich das Private in mehrere *Schichten* unterteilt, die nach innen hin *intimer* und *geheimer* werden. In einer räumlichen Vorstellung ist somit das Wohnzimmer weniger intim als das Schlafzimmer und die Schublade in eben diesem wiederum geheimer und intimer als der Raum, der sie umgibt (Rössler 2001, 18). In diesem Sinne ist die Grenze zwischen privat

5 Ein Blick auf die Etymologie der beiden Worte verdeutlicht diese einseitige Abhängigkeit. *Intim* von Superlativ lat. *intimus* also *der innerste*, setzt *privat* von lat. *prīvātus* welches das Partizip Perfekt Passiv von lat. *prīvāre* also *trennen* ist voraus. Etwas wird getrennt (*prīvāre*), konkret von der Öffentlichkeit, und ist somit innerhalb (*intra*), das am besten geschützte allerinnerste (*intimus*) ist somit das intime (Kluge, Seibold 2002, 445f. & 721; dwds.de/wb/intim).

6 Auch die Nähe dieser beiden Konzepte ergibt sich aus der Etymologie. In *geheim* steckt nicht zufällig das Wort *Heim*, vielmehr handelt es sich um eine präfigierte Adjektivbildung eben dieses, deren Bedeutung sich über die Jahre erweitert hat (Kluge, Seibold 2002, 339; dwds.de/wb/geheim). Somit wird im Deutschen eine semantische Nähe zwischen dem Heim und Privatheit hergestellt. In anderen Sprachen ist diese Verbindung nicht zu finden. Nur exemplarisch, sowohl im Englischen, Französischen als auch Slowakischen leitet sich das Wort von lat. *secreta* als trennen/separieren ab, womit der Konnex zu *privat* ohne den Umweg *Heim* hergestellt wird (Králík 2015, 524; etymonline.com/word/secret; lalanguefrancaise.com/dictionnaire/definition/secret)

und öffentlich zwar nicht fließend, aber mehrstufig: „Die Linie zwischen Privatsphäre und Öffentlichkeit geht mitten durchs Haus. Die Privatleute treten aus der Intimität ihres Wohnzimmers in die Öffentlichkeit des Salons hinaus.“ (Habermas 2013, 109). Dieser räumlichen Logik stellt Rössler ein handlungstheoretisches Verständnis von privat gegenüber:

„[Privat ist eine] [...] Prädizierung von Handlungen oder Entscheidungen, die wir, wo immer wir sind, vollziehen und treffen können. [...] In diesem [...] Sinne beschreibt der Begriff [...] eine geschützte Handlungs- und Verantwortungssphäre, die den Individuen Handlungs- und Verantwortungsdimensionen sichert, in denen sie von Entscheidungen und Beeinflussungen [...] unabhängig agieren können.“ (Rössler 2001, 18)

Beiden semantischen Modellen liegt somit die Idee des *privare*, des Trennens zugrunde. Privatheit ist entweder die Etablierung einer räumlichen oder einer handlungstheoretischen Trennung. Dabei steht außen die allgemeine Öffentlichkeit und innen das Individuum. Die Frage der Privatheit ist dann die Frage der Grenzziehung und die Frage danach, wer oder was diese Grenze bestimmen und überwinden kann, kurz die Zugänglichkeit zum Individuum und die Kontrolle über eben dieses, oder wie Rössler es definiert:

„[...] [A]ls privat gilt etwas dann, wenn man selbst den Zugang zu diesem ‚etwas‘ kontrollieren kann. Umgekehrt bedeutet der Schutz von Privatheit dann einen Schutz vor unerwünschten Zutritt anderer.“ (Rössler 2001, 23, H.i.O.)

Aus dieser Definition von Privatheit lassen sich mehrere Modelle ableiten. Burkart (2002) schlägt ein Stufenmodell vor, das sich gewissermaßen am Zwiebelmodell orientiert, aber eine weniger starke räumliche Logik voraussetzt. Die Stufen sind dabei aufbauend angeordnet, beginnend mit der ersten – also innersten –, jener, zu der der Zugang von außen am besten kontrolliert ist und die die Grundvoraussetzung für alle anderen ist. Nach außen hin nimmt der Einfluss der Öffentlichkeit zu, nicht zuletzt, weil die Privatheit mit mehr Personen „geteilt“ wird:

„[...] 1. Die Innenwelt der Person, die für andere unzugänglich ist, das private Selbst, die Subjektivität. [...] 2. Die persönliche Sphäre des Individuums: Handlungs- und Entscheidungsautonomie; Körperzone; die persönliche Hinterbühne in sozialen Situationen; Rechtsschutz der Person. [...] 3. Die Intimsphäre, die eine Person mit einer (oder mehreren) anderen teilt (höchstpersönliche Beziehungen, Freundschaften,

Liebe). [...] 4. Die häusliche Sphäre (Häuslichkeit, Gemeinschaft, „private Lebensformen“). [...] 5. Die Privatsphäre von Eigentum, Arbeit und Beruf; marktförmige Beziehungen zwischen ‚Privatleuten‘.“ (Burkart 2002, 402, H.i.O.)

Bei dieser Darstellung von Burkart handelt es sich ohne Zweifel um ein durchdachtes Konzept, das die Mehrdimensionalität von Privatheit abbildet und sowohl räumliche als auch handlungstheoretische Aspekte verbindet. Vor allem der Bezug auf die *Innenwelt der Person* sowie die Verwendung des Goffman-Konzepts der *Hinterbühne* (Goffman 2017, 104) soll hier aufgegriffen werden. Für die Verwendung in der vorliegenden Forschungsarbeit ist das Konzept von Burkart – abgesehen von den beiden eben erwähnten Aspekten – allerdings insofern nicht geeignet, als es Bereiche und nicht Formen der Privatheit darstellt. Rössler hingegen unterscheidet drei Dimensionen von Privatheit, die jeweils als unterschiedliche Formen verstanden werden können und deren Zugänglichkeit unterschiedlich hergestellt werden kann. Konkret handelt es sich dabei um *dezisionale*, *informationelle* und *lokale* Privatheit (Rössler 2001, 25). Auch eignet sich die Konzipierung von Rössler insofern besser, als Privatheit nicht nur festgestellt, sondern über den *Zugang* dazu und die *Kontrolle* darüber definiert wird (Rössler 2001, 24).

2.3.1 Dezisionale Privatheit

Die dezisionale Privatheit umfasst – anders als der Begriff nahelegt – nicht nur den Entscheidungsspielraum einer Person, sondern ebenso die Kontrolle über Handlungen, Lebensstil und Verhaltensweisen (Rössler 2001, 144f.). Dezisionale Privatheit ist somit die Möglichkeit eigene Entscheidungen zu treffen, eigene Handlungen setzen zu können und das Leben auf eine gewisse, selbstgewählte Weise zu gestalten. Der Schutz dieser Form der Privatheit ist demnach der Schutz vor beziehungsweise die Kontrolle über unerwünschten Einspruch, Beeinflussung und Fremdbestimmung (Rössler 2001, 152ff.). Rössler verknüpft dezisionale Privatheit mit Autonomie, also der Kontrolle über die eigenen Handlungen und Entscheidungen und sieht sie als zentrale Voraussetzung für Freiheit.

Diese Privatheit manifestiert sich im sozialen Raum der Öffentlichkeit wie auch in jeder Form der direkten sozialen Beziehung, nimmt dabei aber situationsabhängig verschiedene Züge an. Beispielsweise muss die Kleiderwahl nicht gegenüber anonymer dritter gerechtfertigt werden, kann aber im beruflichen Kontext sehr wohl bestimmten Vorgaben⁷

⁷ Vorgaben ist hier im Sinne von rechtlichen Vorgaben oder Sicherheitsbestimmungen gemeint. So kann der/die Einzelne nicht frei entscheiden ohne passende Ausstattung einen Cleanroom oder ein bestimmtes Labor

entsprechen müssen. Ebenso besteht kein Einspruchsrecht hinsichtlich der Urlaubsdestination von Seiten des/der Arbeitsgeber*s/in, hingegen muss Einspruch von Seiten des/der Partner*s/in sehr wohl berücksichtigt werden (Rössler 2001, 55). Dezisionale Privatheit bedeutet demnach nicht, den eignen Willen ohne jeglichen Einspruch und Aushandlung stets durchzusetzen, sondern der Schutz der dezisionalen Privatheit ist der Schutz vor *unerwünschtem* Einspruch und *unerwünschten* Kommentaren, gleichwohl ob diese von der/dem Adressant*in/en positiv oder negativ konnotiert werden (Rössler 2001, 156).

„[Dezisionale Privatheit ist ein individueller Handlungsspielraum] [...] von Subjekten in all seinen sozialen Beziehungen, ein Handlungs- und Entscheidungsspielraum, der allererst individuelle Lebensentwürfe ermöglichen, erschließen und sicherstellen kann. Als angemessene Haltung gegenüber der dezisionalen Privatheit anderer [...] fungieren] dabei verschiedene Formen der Zurückhaltung oder Indifferenz.“ (Rössler 2001, 169).

2.3.2 Informationelle Privatheit

Während dezisionale Privatheit sich auf den Handlungs- und Entscheidungsspielraum einer Person bezieht, ist der Kern der informationellen Privatheit das Wissen über die Person beziehungsweise die Kontrolle über eben dieses Wissen. Privatheit bedeutet dann nicht Kontrolle über die eigenen Entscheidungen zu haben, sondern Kontrolle darüber zu haben, was dritte über einen wissen (Rössler 2001, 201). Informationelle Privatheit ist somit jene, die zentral im Diskurs zu Datenschutz und Privatsphäre im Internet verhandelt wird, da sie sowohl die Kontrolle über Informationsweitergabe gegenüber unbestimmter dritter, als auch gegenüber Freund*innen oder Institutionen umfasst (Rössler 2001, 203).

Rössler unterscheidet drei Arten, auf die in die informationelle Privatheit eingegriffen wird. Ein voyeuristischer Eingriff liegt vor, wenn die Person unbemerkt beobachtet wird. Dem gegenüber stehen zwei Eingriffe, bei denen der Person zwar bewusst ist, dass in ihre informationelle Privatheit eingegriffen wird, sie dies aber nicht verhindern kann – wie die Weitergabe von Informationen durch Firmen an Geschäftspartner*innen – oder trotzdem in Kauf nimmt, da ein gewisser Vorteil ohne den Eingriff nicht zur Verfügung steht –

zu betreten. Soziale Vorgaben hingegen müssen anders bewertet werden, gewisse Kleidungsvorgaben aufgrund von sozialer Erwünschtheit, deren nicht Beachtung kommentiert bis sozial sanktioniert wird, kann sehr wohl als Eingriff in die dezisionale Privatheit verstanden werden (Rössler 2001, 54).

Benutzung öffentlicher Verkehrsmittel trotz Videoüberwachung. Eine Verletzung der informationellen Privatheit ist somit nicht automatisch gegeben, wenn andere Wissen über ein Person erhalten, sondern dann, wenn diese weder die Art noch das Ausmaß abschätzen kann. Es handelt sich somit nicht nur um die Kontrolle über Informationen, sondern auch um die Fähigkeit fundierte Annahmen darüber treffen zu können, wer was über einen Selbst weiß und wie dieses Wissen die Beziehung beeinflussen kann (Rössler 2001, 204f.).

Wie die dezisionale Privatheit ist für Rössler auch die informationelle entscheidend für die Autonomie einer Person, denn nur über die Kontrolle des Wissens hat die Person Kontrolle über ihre öffentliche Wahrnehmung und damit über ihre *Selbstdarstellung* (Rössler 2001, 209; Goffman 2017, 230). Der Verlust der Kontrolle über diese Selbstdarstellung ist gravierend. Wie Goffman beschreibt, wird in jeder Situation eine *virtuelle Definition* (Goffman 1982, 440) vorgenommen, die als Rahmen für die Interaktion und Gemeinschaft fungiert. Aus dieser Situationsbestimmung werden Annahmen abgeleitet, die einerseits *das Selbst des Individuums* konstituieren (Goffman 1982, 441) und zum anderen Aufschluss über die Fremdwahrnehmung geben. Auf Basis der *Selbstdefinition* entfaltet sich die *Selbstdarstellung*:

„Das Individuum umreißt sein Selbst, kommentiert dieses sein Tun und kommentiert sein Kommentieren, während die anderen den ganzen Vorgang bei ihrer Beurteilung seiner Person berücksichtigen, was es selbst wiederum berücksichtigen kann bei der Revision seiner Ansicht über es selbst.“ (Goffman 1982, 442-443)

Die grundsätzliche Annahme, auf der sowohl die hier beschriebene Inszenierung als auch die Revision fußen, ist, dass alle Beteiligten dieselbe Situationsbestimmung vorgenommen haben (Rössler 2001, 244), also die Annahme, dass das Individuum *weiß*, welche Informationen über das Selbst dem Gegenüber vorliegen. Sollte dies nicht der Fall sein, also zuvor ein Eingriff in die informationelle Privatheit stattgefunden haben, ist die *Selbstdarstellung* gefährdet und damit die ganze Interaktion sowie die soziale Beziehung an sich (Goffman 2017, 221f.; Rössler 2001, 209). Der Verlust an informationeller Privatheit wird deshalb von Ritter als gravierende Verletzung des Selbst beschrieben:

„Eine Verletzung dieser Dimension geht dem Subjekt an die Substanz: Die ganz grundlegenden Gefühle von Scham, Wut und Peinlichkeit sind Reaktionen auf die Veröffentlichung von privaten Informationen, die zeigen, dass die informationelle Privatheit zum Kern von Persönlichkeit und Subjektivität gehört.“ (Ritter 2008, 49)

Der Schutz der informationellen Privatheit ist somit entscheidend für die Konstruktion und Darbietung der Persönlichkeit und Selbstdarstellung. Zwar kann ein gewisser Schutz durch andere vorausgesetzt werden – beispielsweise höflich den Blick abwenden (Ritter 2008, 49) – doch muss informationelle Privatheit in erster Linie vom Individuum selbst *verteidigt* werden. Entscheidend ist dabei die Kontrolle über den Zugang zur eignen *Hinterbühne* (Goffman 2017, 104):

„Die Hinterbühne kann definiert werden als der zu einer Vorstellung gehörige Ort, an dem der durch die Darstellung hervorgerufene Eindruck bewußt [sic] und selbstverständlich widerlegt wird. [...] [H]ier werden Illusionen und Eindrücke offen entwickelt. [...] Hier können Kostüme und andere Bestandteile der persönlichen Fassade auf Fehler überprüft und korrigiert werden. Hier kann das Ensemble [...] seine Vorstellung proben. [...] Hier kann sich der Darsteller entspannen; er kann die Maske fallen lassen, vom Text abweichen und aus der Rolle fallen.“ (Goffman 2017, 104-105)

Die Hinterbühne ist gewissermaßen der Bereich des *privaten Selbst* (Rössler 2001, 336; Burkart 2002, 402), ein Verständnis des *Selbst*, das vor der Öffentlichkeit versteckt bleibt. Ein Ort, an dem die Informationen des Individuums offen zugänglich sind. Ein Ort, an “[...] dem die Subjektivität einer Person gewonnen und gestaltet wird [...]”, ein Bereich, in dem die Bedürfnisse des *Selbst* und die Reflexion auf das *Selbst*, die Wünsche und das Eigene ihren Platz haben.“ (Ritter 2008, 44). Während die *Vorderbühne* der Ort der Inszenierung ist, ist die Hinterbühne jener, an dem soziale Rollen ausprobiert und fallen gelassen werden können (Karin-Frank 2020, 259), an dem Fehler und Ungereimtheiten in der Inszenierung auffallen und reflektiert werden, ein vulnerabler Ort, an dem das Individuum Informationen offen preisgibt, die sonst hinter der Inszenierung versteckt bleiben (Goffman 2017, 104ff.). Die fundamentalste Informationskontrolle ist somit die Kontrolle über den Zugang zur Hinterbühne, und während zu viel – und vor allem unbekannt gewonnene – Information die Selbstdarstellung unterlaufen kann (Rössler 2001, 209), ist es eben diese Selbstdarstellung, die als Zugangskontrolle fungiert und damit der wichtigste Schutz der informationellen Privatheit ist (Goffman 2017, 106).

2.3.3 Lokale Privatheit

Anders als dezisionale und informationelle Privatheit besitzt die dritte Dimension von Rössler einen eindeutigen Raumbezug. Bei der lokalen Privatheit handelt es sich um Räume,

über die das Individuum Kontrolle hinsichtlich des Zugangs und der Gestaltung beziehungsweise Inszenierung hat. Privat ist ein Raum somit nicht an sich, sondern durch die Möglichkeit der Gestaltung, gewissermaßen der Aneignung durch Objekte (Rössler 2001, 257). Somit unterscheidet sich die lokale Privatheit insofern von den beiden anderen Dimensionen, als sie sich auf die räumliche und nicht handlungstheoretische semantische Deutung von Privatheit bezieht. Rössler skizziert die lokale Privatheit – konkret den eigenen Raum – als Ort „[...] der dem Subjekt [ermöglicht] tatsächlich mit sich selbst allein zu sein, sich mit sich zu konfrontieren und eine Ebene der Reflexion und der sozialen Praxis einzunehmen, ohne sich in einer Interaktionssituation zu inszenieren.“ (Ritter 2008, 49). Der private Raum ist in diesem Sinne der Ort, an dem das Individuum frei von sozialen Inszenierungswängen sich selbst entwerfen und eine eigene Lebensform leben kann (Rössler 2001, 263). Damit positioniert sich Rössler klar in der liberalen Denklinie mit Betonung der liberalen Rechte und schreibt dem privaten Raum als Raum, in dem „[...] das eigentliche private Leben lokalisiert [ist]“ einen höheren Stellenwert beim Erhalt der erstrebten Autonomie und Kontrolle zu (Rössler 2001, 263).

Während die anderen beiden Dimensionen der Privatheit so wie von Rössler beschrieben für die vorliegende Arbeit als theoretische Rahmung genutzt werden können, stellt sich in Bezug auf die lokale Privatheit ein ähnliches Problem wie in der Verwendung des Konzepts des *Home-makings*, weshalb das Konzept an dieser Stelle kritisch reflektiert und erweitert werden muss.

Rössler selbst liefert mit der dezisionalen und informationellen Dimension der Privatheit eine Definition des Privaten als handlungstheoretisches soziales Konstrukt, das mittels Grenzziehungen und Kontrolle aktiv vom Individuum konstruiert werden kann, verfällt aber in der Darstellung der lokalen Privatheit in ein striktes *Container-Denken*, das jeglichen Handlungsspielraum mit dem Konzept der eigenen Wohnung, der *eigenen vier Wände* verknüpft (Keckeis 2017, 22ff.). Anstelle den privaten Raum wie Rössler aus einer absolutistischen Raumperspektive zu betrachten, schlägt Keckeis vor, die relationalen Raumtheorien von Lefebvre (1992) und Löw (2012) als Ausgangspunkt einer Definition von privaten Räumen zu verwenden (Keckeis 2017, 20).

Lefebvre versteht Raum nicht als materialistische objektive, sondern als soziale historisch wandelbare Gegebenheit (Lefebvre 1992, 26ff.) und postuliert: „(social) space is a (social) product“ (Lefebvre 1992, 27).

Die Produktion des Raums vollzieht sich dabei in drei verschränkten Dimensionen. *Spatial practice* stellt die materielle (Re-)Produktions dar, die die äußereren Charakteristika festlegt und den Raum als kohärent und verständlich erscheinen lässt (Lefebvre 1992, 33). *Representaitons of space* stellt die geplante Konzipierung des Raums – die von Wissenschaftler*innen und Planer*innen vorgesehene Intention, die durch Handeln/Gestalten umgesetzt wird – dar (Lefebvre 1992, 38f.). *Representational spaces* stellt das direkte Erleben des Raums durch Bewohner*innen oder Nutzer*innen dar, die dem Raum dadurch Symbolik verleihen (Lefebvre 1992, 39). Der Raum ist somit ein soziales Produkt. Die Konzeption des Raums verfolgt ein gewisses Ziel, das sich in der materiellen Gestaltung widerspiegelt, aber erst durch das Erleben der Nutzer*innen realisiert oder verändert wird (Keckeis 2017, 30).

Löw definiert Raum als „[...] eine relationale (An)Ordnung von Lebewesen und sozialen Gütern an Orten. Raum wird konstituiert durch zwei analytisch zu unterscheidende Prozesse, das Spacing und die Syntheseleistung.“ (Löw 2012, 271)

Der Raum ist somit sowohl durch eine gesellschaftliche Struktur (Ordnung) als auch durch eine Handlungslogik (Anordnen) charakterisiert (Löw 2012, 131) und wird durch die Anwesenheit, Bewegung und Positionierung von handelnden Menschen einerseits (ebd.) und *sozialen Gütern* – also Produkten menschlichen Ursprungs, die einen materiellen und symbolischen Charakter aufweisen – sowie der Relation⁸ zwischen diesen konstituiert (Löw 2012, 153). Die Positionierung der Menschen bzw. die Positionierung oder Errichtung der *sozialen Güter* bezeichnet Löw als *Spacing*, womit es sich um die materielle Konstituierung des Raums handelt (Löw 2012, 158). Die *Syntheseleistung* ist hingegen die symbolische Konstitution des Raums: „[...] das heißt, über Wahrnehmungs-, Vorstellungs- oder Erinnerungsprozesse werden Güter und Menschen zu Räumen [zusammengefasst].“ (Löw 2012, 159).

Wie die Definition Löws zeigt, wird die Konstitution eines Raums sowohl von gesellschaftlichen Strukturen als auch durch Handeln bestimmt. Für Privatheit bedeutet das, dass der strukturelle Dualismus zwischen öffentlich und privat sowohl das *Spacing* als auch

⁸ Relationen bestehen dabei sowohl innerhalb des Raums als auch zwischen Räumen, so kann ein Stadtviertel einerseits als Einheit in Relation mit anderen Stadtvierteln oder als Relation der Menschen und sozialen Güter innerhalb des Viertels betrachtet werden (Löw 2012, 157).

die *Syntheseleistung* beeinflusst und diese Konstitution durch das Handeln lediglich reproduziert wird (Keckeis 2017, 36). Nichtsdestotrotz argumentiert Keckeis:

„Räume des Privaten [sind] nicht per se vorhanden. Sie sind vielmehr ein Produkt gesellschaftlicher Prozesse und Praktiken sowie Ergebnis subjektiver Wahrnehmungs-, Deutungs- und Aneignungsstrategien, die im Handeln und Erleben sozialer AkteurInnen konstituiert und als solche erkannt und identifiziert werden.“
(Keckeis 2017, 37)

Räume des Privaten sind in der Logik des Dualismus öffentlich und privat symbolisch klar abgetrennt. Menschen und soziale Güter, die damit assoziiert werden, erhalten eine positive Konnotation von Sicherheit und Kontrolle. Diese symbolische Trennung und die alltägliche Logik der Verbindung mit Privatheit und einer gebauten Struktur schlägt sich auch in der geplanten Gestaltung der Räume nieder (Keckeis 2017, 37ff.). In der Dimension *Representaitons of space* zeigt sich diese normative Vorstellung, weshalb gewisse Räume als öffentlich und andere als privat konzipiert werden. In der Dimension der *Representational spaces* also des Erlebens der Räume können diese, da private und öffentliche Räume – so wie alle Räume – ein soziales Konstrukt (Lefebvre 1992, 27) und nicht per se vorhanden sind (Keckeis 2017, 37), allerdings trotzdem anders gedeutet werden:

„Die subjektiv empfundenen und somit zugeschriebenen und erlebten sozialen Qualitäten oder Eigenschaften eines Raumes bzw. des Situationskontextes und damit der sozialen Güter und Menschen im Raum (*Syntheseleistung*), spielen eine bedeutende Rolle bei der Einschätzung, ob ein Raum als privat, im Sinne eines erwünschten Ausmaßes an Privatheit, eingestuft wird oder nicht. Diese symbolische Dimension des Erlebens überlagert sodann den materiellen Raum, indem die darin befindlichen Objekte symbolisch markiert werden.“ (Keckeis 2017, 39, H.i.O.)

Der normative Dualismus privat und öffentlich wird somit zwar bei der *Representaitons of space* beziehungsweise beim *Spacing* berücksichtigt, die symbolische Bedeutung von privat und öffentlich ist allerdings ortsunabhängig und wird vom Individuum im Prozess der *Syntheseleistung* eingebracht, weshalb diese Bedeutungen mit unterschiedlichsten Räumen verbunden werden können. Somit können öffentliche Räume, auch wenn ihr *Spacing* es nicht vorsieht, als privat erlebt werden. Ebenso können alle Räume, unabhängig von der (An)Ordnung, der in der *Representaitons of space* intendierten Nutzung, oder anderer anwesender Menschen als privat empfunden werden (Keckeis 2017, 40f.).

Dadurch, dass das Private vom Individuum selbst eingebracht wird, ist die Wirkungsdauer des privaten Erlebens an die räumliche Anwesenheit eben dieses Individuums gebunden. Löw beschreibt Räume als institutionalisiert, „[...] wenn (An)Ordnungen über individuelles Handeln hinaus wirksam bleiben und genormte Syntheseleistungen und Spacing nach sich ziehen.“ (Löw 2012, 272). Wenn Räume nun lediglich privat sind, solange ein Individuum sie durch die individuelle Syntheseleistung als privat erlebt, dieses Erleben aber zusammen mit dem Individuum den Raum verlässt, so werden diese nicht zu institutionalisierten Räumen des Privaten. Eine solche Institutionalisierung könnte durch die Aneignung des Raums mittels *sozialer Güter* passieren, die intersubjektive soziale Konnotation des Privaten haben oder einen Teil des Raumes klar trennen⁹, eine Strategie, die zentral für *Home-making* ist und von Seiten der Stadtverwaltung im Sinne der *Representaitons of space* zum Erhalt des normativen Dualismus von öffentlich und privat unterbunden wird (Lenhard 2022b, 259; Trenna Valado 2006, 35).

Lokale Privatheit, wie Rössler sie beschreibt und ausschließlich in den *eigenen vier Wänden* verortet (Rössler 2001, 257), könnte somit durch eine Institutionalisierung des Raums gelingen, die relationale handlungstheoretische Raumtheorie zeigt aber, dass Privatheit auch ohne diese Institutionalisierung *erlebt* werden kann. Lokale Privatheit ist dann nicht die Kontrolle über den Zugang zum Raum, sondern die Kontrolle über die *Lokalisierung* des Individuums im Raum. Als Kontrolle der Lokalisierung ist dabei gemeint, die Kontrolle des Individuums darüber, *wo, wann* und *wie* es private Handlungen setzt und sich privat fühlt, unabhängig von den materiellen Gegebenheiten des Raums, unabhängig von der räumlichen Aneignung und unabhängig davon, wie flüchtig oder institutionalisiert der Raum ist.

Ein Eingriff in die lokale Privatheit des Individuums ist demnach nicht der Verlust über die *Kontrolle* des Zugangs zum Raum, sondern der Verlust des Zugangs zum Raum. Da jeder Raum durch *Syntheseleistung* als privat erlebt werden kann, kann dies nur verhindert werden, indem die Möglichkeit eine eigene *Lokalisierung* vornehmen zu können unterbunden wird. Ein Beispiel dafür, wie diese *Lokalisierung* in öffentlichen Räumen von Seiten der Stadtverwaltung verhindert wird, liefert Bodnár (2002) anhand der Umgestaltung öffentlicher Parks in Budapest:

„Ein Tor zu einem Park zu errichten verteidigt [...] unser Bemühen, private und öffentliche Funktionen zu trennen. [...] Sich zu waschen und zu schlafen wird nicht

⁹ *privare*

als Teil des öffentlichen Lebens wahrgenommen und steht im Gegensatz zum Spielen, dem eigentlichen Hauptzweck eines Spielplatzes. Ersteres wird als Überschwappen des privaten Lebens in die Öffentlichkeit gesehen, was als schwer verstörend empfunden wird. [...] Zäune und Regeln funktionieren als Zeichen, die die Grenze zwischen zwei Territorien anzeigen, die als souverän verstanden werden: dem Öffentlichen und dem Privaten. Zäune und Regeln sind Signale in einem Kampf, der für eine Art des Sehens und Verteidigens des öffentlichen Raumes geführt wird, [...]. Ihre Anwendung geht über die Frage von Hygiene und unangemessenem Verhalten hinaus; es geht darum, die Dinge an ihrem angemessenen Ort zu tun.“ (Bodnár 2002, 186-187)

2.3.4 Dimensionen der Privatheit

Ein Blick in die aktuelle Literatur zum Thema Obdachlosigkeit und Privatheit offenbart, dass das Thema als eines unter vielen unter dem konzeptuellen Schirm des *Home-makings* behandelt wird. Um das Thema ins Zentrum des Forschungsinteresses zu rücken, muss somit eine theoretische Konzipierung von Privatheit vorgenommen werden. Dabei eignet sich das Privatheitskonzept von Rössler (2001) in Bezug auf dezisionale und informationelle Privatheit wie von ihr beschrieben und in Bezug auf lokale Privatheit nach einer Adaption mithilfe der (handlungstheoretischen) relationalen Raumtheorien von Löw (2012), sowie von Lefebvre (1992).

In der vorliegenden Arbeit wird Privatheit somit in die drei Dimensionen dezisionale, informationelle und lokale Privatheit unterteilt. Dabei ist die dezisionale Privatheit die Kontrolle über die eigenen Entscheidungen, informationelle Privatheit die Kontrolle über das Wissen über die eigene Person und lokale Privatheit die Kontrolle über die *Lokalisierung* des Individuums. Als Eingriffe in die dezisionale Privatheit werden ungewünschte Beeinflussung, Einspruch und Fremdbestimmung verstanden. Eingriff in die informationelle Privatheit können voyeuristischer Natur sein, aber auch der Verlust über die Kontrolle der Weitergabe von Informationen über das Selbst. In die lokale Privatheit wiederum wird eingegriffen, wenn das Individuum durch Ausschluss oder Verdrängung keine Lokalisierung vornehmen kann.

Dieses Konzept von Privatheit liegt dem vorliegenden Forschungsprozess zugrunde, dessen methodologische Positionierung und methodisches Vorgehen im nächsten Kapitel skizziert wird, bevor im vierten Kapitel die Ergebnisse und Erkenntnisse diskutiert werden.

3 Methodologie und Methode

Die vorliegende Arbeit konzentriert sich bei der Untersuchung der Privatheit obdachloser Personen auf die Perspektive der Handelnden. Das zentrale Forschungsinteresse gilt der subjektiven Deutung, die von den Handelnden in Kommunikation mit intersubjektiven Strukturen vorgenommen wird. Entscheidend ist dabei das *Wie*, womit die Arbeit nach weberscher Logik versucht, das Phänomen *deutend zu verstehen* und *ursächlich zu erklären* (Weber 1988, 542).

Aufgrund dieses Interesses sowie aufgrund der generellen Datenlage im soziologischen Feld der Obdachlosigkeit wurde – um das Forschungsinteresse bestmöglich bearbeiten zu können – entschieden eine eigene empirische Untersuchung durchzuführen. Dabei folgt die Untersuchung der Methodologie der interpretativen Sozialforschung (Keller 2012, 5ff.), da diese sich aufgrund ihrer explorierenden und generativen Ausrichtung besonders für die von außen schwer erschließbare und noch wenig untersuchte *Lebenswelt* (Schütz & Luckmann 2017, 29) Obdachlosigkeit eignet (Rosenthal 2015, 18f.).

Dem interpretativen Paradigma liegt die Annahme zugrunde, dass eine objektive Realität dem einzelnen Menschen grundsätzlich unzugänglich ist und durch einen stetigen Prozess der Deutung und Sinnzuschreibung an ihre Stelle eine Wirklichkeit tritt, die ein spezifisch geprägtes Abbild der Realität darstellt (Froschauer & Lueger 2009, 26; Berger & Luckmann 2018, 24ff.). Diese *Konstruktion der Wirklichkeit* (Berger & Luckmann 2018, 65) ist dabei ein aktiver Prozess der Ordnung und Sinngebung, der sich im Handeln der einzelnen Personen realisiert (Froschauer & Lueger 2009, 33ff.). Unabhängig von der spezifischen Situation muss bei jeder Handlung eine Deutung und Sinnzuschreibung vorgenommen werden (Keller 2012, 11). Zwar geschieht dies subjektiv – sprich vom Einzelnen wird eine Sinngebung der Handlung vorgenommen – aber nicht willkürlich, sondern im Rückbezug auf intersubjektive Deutungsmuster und Handlungslogiken, die sich aus einem kollektiven Wissensbestand speisen (Berger & Luckmann 2018, 43; Schütz & Luckmann 2017, 33). Jedes Handeln beruht somit auf geteilten Sinnstrukturen und reproduziert diese und damit das kollektive Wirklichkeitsverständnis (Froschauer & Lueger 2009, 35). Diese bilden den vollen Gehalt von Interaktion (Lueger 2010, 18), entziehen sich dabei allerdings oft der bewussten Wahrnehmung der handelnden Personen.

Mittels Methoden der interpretativen Sozialforschung können eben diese latenten Gehalte rekonstruiert werden und somit die Wirklichkeitskonstruktion der Lebenswelt verstanden

werden (Rosenthal 2015, 19; Schütz & Luckmann 2017, 29). Für die Bearbeitung des Forschungsinteresses bedeutet diese methodologische Verortung eine Ausrichtung an den vier Grundprinzipien der interpretativen Sozialforschung: *Offenheit, Kommunikation, Prozessualität, Reflexivität* (Lueger 2010, 24), die sowohl die Wahl der Methoden als auch die grundsätzliche Struktur des Forschungsprozesses bedingen.

Neben der handlungstheoretischen Verortung des Forschungsinteresses eignet sich interpretative Sozialforschung für die vorliegende Arbeit auch und vor allem aufgrund ihres explorativen Charakters. Dieser spiegelt sich im Grundprinzip der Offenheit wider. Anstatt dem Feld mit vorgefertigten Konzepten und Hypothesen zu begegnen und diese mittels standardisierten Verfahrens zu erheben und zu prüfen, wird von den Forschenden eine methodische und konzeptuelle Offenheit eingefordert (Keller 2012, 14). Das bedeutet nicht, dass Forschende dem Feld naiv und planlos begegnen, sondern vielmehr, dass dem Feld reflektierend und offen begegnet wird und methodisch kompetent auf Unerwartetes und Neues reagiert wird. Interpretative Sozialforschung ist somit nicht hypothesenprüfend, sondern -generierend (Lamnek 2010, 20). Diese Prämissen der Offenheit ist entscheidend für die anderen drei genannten Grundprinzipien.

Während beim Einsatz quantifizierender Instrumente die Kommunikation und Interaktion zwischen den Forschenden und *Beforschten* als Fehlerquelle gesehen und möglichst minimiert und standardisiert werden soll (Lamnek 2010, 21), ist sie unter der Annahme, dass soziale Prozesse in eben dieser kommunikativen Interaktion realisiert werden (Lueger 2010, 21) entscheidend für die interpretative Sozialforschung. Menschliches Handeln erschließt sich somit in der Kommunikation, die einen (selbst-)reflexiven Austausch zwischen Individuen darstellt (Berger & Luckmann 2018, 39f.), der sich im reflexiven Bezug auf kontextspezifische Zeichen vollzieht, weshalb „[...]die Bedeutung eines Handelns oder eines sprachlichen Ausdrucks nur durch den Rekurs auf den symbolischen oder sozialen Kontext seiner Erscheinung verständlich [wird].“ (Lamnek 2010, 22). Handeln ist somit ein prozesshaftes, reflexives und kommunikatives soziales Phänomen. Der interpretative Forschungsprozess muss sich an diesen Attributen orientieren und ihnen durch seine Konzeption gerecht werden.

Nur durch Kommunikation und Interaktion kann das Feld und seine Lebenswelt erschlossen werden und nur durch Kommunikation kann darauf offen reagiert werden (Lamnek 2010, 21). Nur durch Reflexion können Rückschlüsse auf den sozialen Kontext und damit auf das

Feld gefunden werden und nur durch Reflexion kann dem methodisch und theoretischen Gebot der Offenheit entsprochen werden (Lamnek 2010, 22).

3.1 Der Forschungsprozess

Um den vier soeben besprochenen Grundprinzipien gerecht zu werden, kann der interpretative Forschungsprozess somit nicht linear ablaufen. Es ist nicht möglich ein Konzept zu entwerfen, daraus Hypothesen abzuleiten und diese anschließend zu prüfen. Stattdessen muss der Forschungsprozess zyklisch ablaufen (Froschauer & Lueger 2009, 71). Das bedeutet, dass bestimmte Schritte des Prozesses sich wiederholen, wobei sich die Ausgangslage durch neues Wissen verändert. Dadurch kann Reflexivität und Flexibilität gewährleistet werden und offen auf das Feld reagiert werden (Froschauer & Lueger 2009, 72). Der Forschungsprozess selbst ist dabei in den generellen *Wissenszyklus* eingebettet. Somit kann jedes (End-)Ergebnis des *Projektzyklus* als vorläufiger Wissensstand gesehen werden, der in weiteren *Projektzyklen* – auch von anderen Personen – weiterentwickelt wird (Froschauer & Lueger 2009, 72ff.).

Jedes Forschungsvorhaben ist somit ein *Projektzyklus*, der sich mit einem Forschungsinteresse beschäftigt, das zwar zu Beginn in einer Forschungsfrage formuliert werden kann, die sich aber im Dialog mit dem Feld permanent reflektiert, und womöglich adaptiert werden muss (Froschauer & Lueger 2009, 74). Um dies zu ermöglichen, teilt sich der *Projektzyklus* in mehrere Phasen:

Die erste ist die *Planungsphase*, die zur Konkretisierung des Vorhabens dient. Hier wird ein Forschungsinteresse formuliert und eine erste methodologische Verortung vorgenommen. Diese Interessensbestimmung und methodologische Verortung rahmt den Projektzyklus und bildet die Basis für zukünftige Entscheidungen. Zusätzlich wird der formale Ablauf geplant. Dazu zählt sowohl die Setzung eines Zeitrahmens als auch das Zusammenstellen eines Teams¹⁰, sowie die Suche eines Feldzugangs (Froschauer & Lueger 2009, 76ff.). Daran anschließend dient die *Orientierungsphase* – nach geglücktem Feldzugang – zur Verortung im Feld und als erster Test für die gewählten Methoden, sowie um sich ein erstes Bild vom Feld zu machen (Froschauer & Lueger 2009, 87).

10 Dieser Punkt ist im Zusammenhang einer Masterarbeit relativ, da diese grundsätzlich als Qualifikationsarbeit einer einzelnen Person gedacht ist. Zwar wurde die Interpretation der Ergebnisse teilweise im Team durchgeführt (mehr dazu im Unterpunkt 3.4.5 Qualitätssicherung), doch die Planung und große Teile der Umsetzung erfolgten lediglich durch eine Person.

Die *zyklische Hauptforschungsphase* (Froschauer & Lueger 2009, 102) ist gewissermaßen das Herzstück des Forschungsprozesses und besteht aus mehreren *Forschungszyklen*, die wiederum aus abwechselnden *Analysezyklen* und *Reflexionsphasen* bestehen. Dabei werden in den *Analysezyklen* Daten erhoben und daraufhin interpretiert. Anschließenden wird das so entstandene Wissen einer kritischen Prüfung unterzogen (Froschauer & Lueger 2009, 103ff.). Die so entstandenen Ergebnisse werden mit vorigen kontrastiert und in Zwischenbilanzen festgehalten (Froschauer & Lueger 2009, 117ff.). An jeden *Analysezyklus* schließt jeweils eine *Reflexionsphase* an, in der sowohl eine inhaltliche als auch methodische Reflexion stattfindet. Der Verlauf des nächsten *Analysezyklus* wird durch die kritische Reflexion des Erkenntnisstands sowie der verwendeten Methoden bestimmt. Ergebnisse und Methoden werden somit permanent verfeinert, dabei muss auch stets die Perspektive der Forschenden mitreflektiert werden. Durch diese *Selbstbeobachtung* (Froschauer & Lueger 2009, 110) können Vorannahmen und Beobachtungsperspektiven, die die Interpretation beeinflussen, verstanden und berücksichtigt werden (Froschauer & Lueger 2009, 109ff.).

Das weitere Vorgehen wird somit in der *Reflexionsphase* bestimmt. Dabei kommt das von Glaser und Strauss entwickelte Auswahlverfahren des *theoretical samplings* (Glaser & Strauss 2006 [1967], 45), ein theoriegeleitetes Auswahlverfahren von sowohl den zu interpretierenden als auch den zu erhebenden Daten, zum Einsatz. *Theoretical sampling* bedeutet allerdings nicht, dass eine zu Beginn festgelegte Theorie die Auswahl bestimmt, sondern ist durch die sich im Forschungsprozess formende und sich verändernde Theorie bestimmt (ebd.). Glaser und Strauss schlagen vor, möglichst breit und generell zu beginnen (ebd.) und im Laufe des Forschungsprozesses das Feld weiter einzugrenzen. Dabei unterscheiden sie zwei Formen der Datenauswahl, jene von denen eine maximale beziehungsweise minimale Unterschiedlichkeit zu den bisherigen Daten zu erwarten ist (Glaser & Strauss 2006 [1967], 58). Möglichst ähnliche Daten erlauben die Theorien zu stärken und zu verifizieren (Glaser & Strauss 2006 [1967], 55), möglichst unterschiedliche hingegen erlauben die Theorie einzugrenzen oder zu generalisieren (Glaser & Strauss 2006 [1967], 56). Sollten neue Daten keine neuen Erkenntnisse mehr generieren wurde eine *theoretical saturation* (Glaser & Strauss 2006 [1967], 61) – also theoretische Sättigung – erreicht und es werden keine weiteren Daten mehr erhoben oder interpretiert. Aufgrund des *theoretical sampling* ist es nicht möglich im Vorhinein zu planen, wie viele Daten erhoben und interpretiert werden, allerdings kann damit dem Grundprinzip der Offenheit und

Prozessualität entsprochen werden (Rosenthal 2015, 92). Der *Projektzyklus* endet mit der Ergebnisdarstellung – im konkreten Fall mit der hier vorliegenden ausformulierten Arbeit (Froschauer & Lueger 2009, 123).

3.2 Feld und Feldzugang

Die Wahl des Feldzugangs ist der entscheidende erste Schritt, um eine Positionierung im Feld vornehmen zu können. Dabei sollte dieser möglichst viele Alternativen offenhalten und idealerweise nicht zu einer Vorselektion oder Vorinterpretation führen (Lueger 2000, 60ff.). Dies ist allerdings nur bedingt möglich. Da zum einen die ersten Kontakte im Feld einen Einfluss auf das weitere Vorgehen haben (ebd.) und zum anderen die Anwesenheit von forschenden Personen grundsätzlich atypisch ist und somit auf das Feld zurück wirkt (Wolf 2013, 346f.). Der ideale Feldzugang existiert nicht, entscheidend ist ein Abwegen der Vor- und Nachteile und eine Reflexion der Entscheidung (Lueger 2000, 60).

Ein Feldzugang bedeutet dabei auch, das Feld zu definieren (Wolf 2013, 340). Im Fall der Obdachlosigkeit ist dies mit mehreren Herausforderungen verbunden. Die Abgrenzung ist kaum möglich, da schlicht nicht bekannt ist, wie groß das Feld ist. Das liegt auch daran, dass Obdach- und Wohnungslosigkeit verschiedene Ausprägungen annehmen kann. So kann Wohnungslosigkeit grundsätzlich als *Abwesenheit einer (eigenen) Wohnung* (Güntner & Harner 2021, 237) verstanden werden, womit Personen in Wohnungsloseneinrichtungen als Feld in Frage kämen, allerdings ergibt sich hier zusätzlich das Problem der *verdeckten Wohnungslosigkeit*, also Personen die keine eigene Wohnung haben und auf bestimmte Zeit bei Bekannten unterkommen (Güntner & Harner 2021, 239). Obdachlosigkeit wird sowohl nach Dauer – in der englischen Literatur spricht man ab der Dauer von mindestens einem Jahr von *chronic homelessness* – unterschieden, als auch zwischen jenen, die in Notunterkünften schlafen und jenen die *auf der Straße*¹¹ schlafen, wobei die Übergänge hier fluid sind (Pleace et al. 2022, 321). Aber selbst diese grobe Einteilung wird der Lebensrealität nicht gerecht, so gibt es sowohl wohnungslose Personen, die kurzfristig obdachlos sind, als auch Obdachlose, die auf längere Zeit in Einrichtungen oder bei Bekannten wohnen.

¹¹ Im Englischen wird dafür der Terminus *rough sleeping* verwendet, der deutlich passender ist. Leider gibt es keine deutsche Entsprechung, die hier verwendet werden könnte.

Ein zweites Problem ist die Erreichbarkeit. Wasserman und Clair (2010) beschreiben ihren Feldeinstieg in die Lebenswelt obdachloser Personen als *accessing a hidden population* (Wasserman & Clair 2010, 27). Die Erreichbarkeit ist dabei auf zwei Arten eine Herausforderung. Zum einen besteht diese daraus die Personen ausfindig zu machen, und zum anderen darin Vertrauensbeziehungen aufzubauen, die ein Eintreten ins Feld ermöglichen (Hall 2019, 62). Im Fall der Untersuchung von Wasserman und Clair beschreiben sie einen monatelangen Prozess, in dem ein Team von mehreren erfahrenen Forscher*innen langsam Vertrauensbeziehungen im Feld aufbauen konnten. Dabei war der Prozess nicht nur mit einem hohen Zeit- und Ressourcenaufwand verbunden, sondern auch von Aushandlungen, Konflikten und intensiver Beziehungsarbeit geprägt (Wasserman & Clair 2010, 29ff.). Ein Weg ins Feld, der für das vorliegende Forschungsvorhaben schlicht unmöglich gewesen wäre.

Aufgrund dieser Überlegungen erwies sich der Feldzugang bereits als Hürde, die nur mit Kompromissen überwunden werden konnte, weshalb hier ein Feldzugang über Organisationen gewählt wurde. Dafür wurden Organisationen und Einrichtungen kontaktiert, die sich konkret an obdachlose Personen richten, wie Tageszentren, Wärmestuben, Frühstücksausgaben oder Notquartiere. Das Feld der Untersuchung umfasst somit obdachlose Personen der Stadt Wien, die Einrichtungen der Obdachlosenhilfe nutzen. Zwar besteht so die Gefahr einer Vorselektion oder Einflussnahme, doch lässt sich das Feld ohne diese Abstriche und ohne etablierte Vertrauensperson als *Gatekeeper* (Wolf 2013, 342) im Rahmen einer Masterarbeit kaum erschließen.

Um trotz dieser forschungspragmatischen Verengung Vorselektionen und Einflussnahme durch die Organisation, die den Feldzugang ermöglicht, möglichst zu verringern, wurden dreizehn Einrichtungen und Organisationen kontaktiert. Von fünf davon kam nie eine Antwort, weitere fünf lehnten die Anfrage ab. Drei Einrichtungen boten ihre Kooperation an, wobei in einem Fall der Termin schlussendlich nicht zustande kam und in einem weiteren Fall ein bereits vereinbartes Interview kurzfristig abgesagt werden musste, da der vermittelnde Sozialarbeiter den Kontakt zum Interviewpartner verlor und diesen nicht mehr auffinden konnte. Somit erfolgte der Feldzugang über eine Einrichtung, konkret eine Frühstücksausgabe.

Die Leitung dieser Einrichtung stellte sich dabei als entscheidende *Gatekeeperin*¹² heraus und hat entscheidenden Anteil daran, dass die Forschungsarbeit realisiert werden konnte. Zum einen wurde dem Forschenden ein Raum innerhalb der Einrichtung zur Verfügung gestellt, um dort Interviews durchführen zu können und zum anderen wurde der Kontakt zu allen Interviewpartner*innen über die *Gatekeeperin* vermittelt. Durch den engen Kontakt zur Leiterin der Einrichtung konnte eine klare *soziale Verortung* (Wolf 2013, 340) als Forscher vorgenommen werden. „Im Fall von Organisationen verlangt die Beteiligung die Übernahme einer Mitgliedschaftsrolle und das Akzeptieren der damit verbundenen Erwartungen“ (Wolf 2013, 340). Da die Organisation an sich nicht das Forschungsfeld war, sondern lediglich der Zugangspunkt, war eine Integration in die Organisation nicht notwendig und hätte den Rückzug aus dem Feld erschwert (Wolf 2013, 347). Durch die *Gatekeeperin* konnte die Rolle als Forscher im Feld behalten werden (Froschauer & Lueger 2009, 92). Zwar wurde vor allem zu Beginn viel Zeit in der Einrichtung verbracht – unter anderem im Rahmen einer *teilnehmenden Beobachtung* (Lüders 2013, 385) – doch war die Rolle des Forschers immer klar. Wie Wolff betont: „Der Forscher [sic] kann dem Feld nichts bieten [...] Die Beteiligten kommen nur eher zufällig zusammen, sie verbindet nur eine kurze Geschichte, eine gemeinsame Zukunft ist nicht absehbar. [...] Beide Seiten müssen sich aufeinander einlassen, ohne rechte Gründe und Sicherheiten für Vertrauen zu haben.“ (Wolf 2013, 384, H.i.O. entfernt LP). Die klare Position als Forscher und die Vertrauensbeziehung zwischen den obdachlosen Personen, die sich zur Kooperation bereiterklärt hatten und der *Gatekeeperin* halfen dabei eine Vertrauensbasis während der Erhebung sicherzustellen und ermöglichten gleichzeitig dem Forscher sich rasch und problemlos aus dem Feld zurückzuziehen.

3.2.1 Forschungsethik

Das Forschungsvorhaben wurde im Wissen konzipiert, dass eine Umsetzung nur dadurch möglich ist, dass obdachlose Personen sich bereiterklären dem Forscher höchst persönliche Einblicke in ihren Alltag und ihr Leben zu gewähren. Somit wurde das Thema Forschungsethik von Beginn an mitgedacht. Neben dem *Prinzip der Informierten Einwilligung* (Hopf 2013a, 591) – sprich der dezidierten Bereitschaft der Teilnahme –, nach

12 Leider erschließt sich aus dem englischen Substantiv weder Genus noch Sexus, Torwächterin wiederum verfehlt wohl die Bedeutung, daher muss auf die germanisierte Variante *Gatekeeperin* zurückgegriffen werden, um die Lesbarkeit nicht zu gefährden.

Aufklärung über das Forschungsprojekt und dem Umgang mit den Daten sowie einer Datenschutzerklärung mit Verpflichtung zur Anonymisierung der Daten von Seiten des Forschenden (Hopf 2013a, 591ff.), orientierte sich der Forschungsprozess am – von der Deutschen Gesellschaft für Soziologie in ihrem Ethik-Kodex vorgeschriebenen – *Prinzip der Nicht-Schädigung* (Hopf 2013a, 594):

„Personen, die in Untersuchungen als Beobachtete oder Befragte oder in anderer Weise, z.B. im Zusammenhang mit der Auswertung persönlicher Dokumente, einbezogen werden, dürfen durch die Forschung keinen Nachteilen oder Gefahren ausgesetzt werden. Die Betroffenen sind über alle Risiken aufzuklären, die das Maß dessen überschreiten, was im Alltag üblich ist. Die Anonymität der befragten oder untersuchten Personen ist zu wahren.“ (DGS 2017, I/§2/5)

Das Prinzip wird dabei vor allem in Bezug auf Nachteile aufgrund von, durch die Veröffentlichung oder nicht ausreichenden Datenschutz kompromittierte, Informationen verstanden (Hopf 2013a, 594ff.), weshalb alle personenbezogenen Informationen anonymisiert und pseudonymisiert wurden. Nachteile und Gefahren können allerdings nicht nur auf persönliche Daten bezogen werden, sondern Forschende müssen sich generell damit beschäftigen, welche Auswirkungen die Untersuchung auf teilnehmende Personen haben kann. Im konkreten Fall stellt sich die Frage: wie kann möglichst dafür gesorgt werden, dass die teilnehmenden Personen nach Beendigung der Untersuchung mit einem womöglich emotionalen Reflexionsprozess nicht *allein* gelassen werden?

Neben forschungspragmatischen Überlegungen spielte vor allem diese Frage eine entscheidende Rolle bei der Wahl des Feldzugangs. Die Relevanz der forschungsethischen Frage bestätigte sich dabei im Laufe des Forschungsprozesses mehrfach. So betonte eine Interviewpartnerin, dass sie während ihrer Zeit als akut Obdachlose eine Reflexion wie im Rahmen des Interviews psychisch nur schwer ertragen hätte. Eine zweite Interviewpartnerin verglich das Gespräch an einer Stelle mit einer Art Gesprächstherapie. Etwas, was diese Untersuchung nicht leisten kann und will, weshalb das Wissen, dass beide Personen tatsächlich qualifizierte Ansprechpersonen haben, den Forschenden entlastet. Auch konnten zwei vereinbarte Interviews nicht stattfinden, weil der Kontakt zwischen den Interviewpartnern und Sozialarbeiter*innen kurzfristig abbrach und die Personen nicht mehr auffindbar waren. Eine nicht unbekannte Situation für die als Mittler*innen fungierenden

routinierten feldinternen Expert*innen (Froschauer & Lueger 2003, 52f.), mit der der Forschende alleine womöglich überfordert gewesen wäre.

3.3 Erhebungsmethode und Material

In der *Planungsphase* (Froschauer & Lueger 2009, 76) wird zwar eine methodische Position bezogen, doch muss die konkrete Wahl der Methode stets reflektiert werden. Die erste Phase der Feldforschung eignet sich dabei, um die Methodenwahl zu testen und so viel unterschiedliches wie auch ungeplantes Material wie möglich zu sammeln (Froschauer & Lueger 2009, 99), weshalb unter anderem eine *teilnehmende Beobachtung* in der Frühstücksausgabe und eine Beobachtung eines Planungstreffens eines von obdachlosen Personen selbstverwalteten Vereins, der Stadtführungen anbietet, durchgeführt wurde.

Vor dem Feldeinstieg wurden zwei Methoden zur Datenerhebung in Betracht gezogen. Zum einen das *narrative Interview* und zum anderen die ethnographische Methode des *Go-alongs* (Kusenbach 2003). Die Idee des *Go-alongs* ist, ein Interview mit alltäglichen Routinen und Tätigkeiten der interviewten Person zu verbinden (Kusenbach 2003, 459). Die interviewende Person begleitet dabei die interviewte Person durch bestimmte Tätigkeiten und lässt sich diese erklären – beispielsweise beim Einkauf in einem Supermarkt (Parzer et al. 2017, 975). Somit eignet sich die Methode, um Routinen in ihrer tatsächlichen alltagsweltlichen (Berger & Luckmann 2018, 25) Realisierung zu beobachten (Parzer et al. 2017, 978). Die Methode wurde auch deshalb in Betracht gezogen, weil dadurch *spatial practices* (Kusenbach 2003, 466; Lefebvre 1992, 33) methodisch zugänglich werden. Nach der Reflexion des Feldeinstiegs und des ersten durchgeführten *Go-alongs* wurde die Methode allerdings verworfen, da nicht wie erhofft bestimmte Orte präsentiert wurden, sondern lediglich ein Interview im Spazieren geführt wurde, weshalb das *Go-Along* auch wie ein Interview interpretiert wurde. Die zentrale Erhebungsmethode dieser Untersuchung ist somit das *narrative Interview*.

3.3.1 Das narrative Interview

Um die persönliche Wahrnehmung der Wirklichkeit vermitteln zu können, muss sie verbalisiert werden (Berger & Luckmann 2018, 39). Bei dieser Verbalisierung wird unterbewusst auf Sinnzuschreibungen und Deutungsmuster zurückgegriffen, die sowohl die Wirklichkeitswahrnehmung als auch -wiedergabe bestimmen (Lueger 2010, 24). Für die

Forschung bedeutet dies, um die Wirklichkeit des Feld verstehen zu können, müssen Handelnde zu Wort kommen (Rosenthal 2015, 46). Froschauer und Lueger betonen:

„Gespräche transportieren aufgrund ihres kommunikativen Charakters die spezifischen Charakteristika eines sozialen Systems.“ (Froschauer & Lueger 2020, 91)

Das narrative Interview ist ein kaum strukturiertes Gespräch, bei dem die interviewte Person nach einer ausführlichen Erzählaufrufung möglichst lange ohne Unterbrechung durch den/die Interviewer*in erzählt (Hopf 2013b, 356). Das narrative Interview besteht aus fünf Phasen. Nach einer kurzen Vorstellungs- und Small-Talk-Phase (Froschauer & Lueger 2003, 67) erfolgt die Erzählaufrufung. Diese muss so gewählt werden, dass sie nicht innerhalb weniger Sätze beantwortbar ist, sondern zu einer langen, ausführlichen Erzählung führt (Hopf 2013b, 356). Nach der Erzählaufrufung folgt die lange Haupterzählphase, in der ausschließlich die interviewte Person spricht und die Interviewer*innen lediglich „[...] die Rolle aufmerksamer Zuhörer [sic] übernehmen.“ (Hopf 2013b, 356). Anschließend folgt die Phase der immanenten und exmanenten Nachfragen und der Gesprächsabschluss (ebd.). Die Logik des narrativen Interviews beruht auf den Erzählzwängen, die sich für die erzählende Person durch die Stegreiferzählung (Loch & Rosenthal 2002, 223) ergeben. Die Person muss die Erzählung frei strukturieren, die Erzählzwänge entstehen dadurch, dass sie verstanden werden will (ebd.). Dabei unterscheidet man den Gestaltschließungszwang – alle Ereignisse müssen chronologisch so erzählt werden, dass sie für den/die Zuhörer*in schlüssig sind –, den Kondensierungszwang – der/die Erzähler*in erzählt nur das, was ihm/ihr relevant erscheint – und den Detaillierungszwang – alles Erzählte muss ausführlich erzählt und im Kontext eingebettet werden, um dem/der Zuhörer*in zugänglich gemacht zu werden (Loch & Rosenthal 2002, 224). Durch den Gestaltungszwang des Interviews vermittelt die interviewte Person (latente) Sinnstrukturen und Deutungsmuster, da permanente Sinnzuschreibungen und Ordnungen vorgenommen werden. Diese können anschließend mit hermeneutischen Mitteln interpretiert werden.

Die konkrete Erzählaufrufung lautete:

Vielen Dank, dass Sie sich dafür Zeit genommen haben, mit mir zu sprechen. Wie Sie wissen, bin ich Student und beschäftige mich mit dem Alltag obdachloser Menschen in Wien. Ich bitte Sie daher, mir aus Ihrem Alltag zu erzählen. Ich werde Sie nicht unterbrechen und nur nachfragen, wenn etwas unklar ist, ich werde mir Notizen

machen und das Aufnahmegerät wird laufen. Nehmen Sie sich so viel Zeit wie Sie wollen und erzählen Sie mir alles, was Ihnen wichtig erscheint.

Bitte erzählen Sie mir, was sie an einem „normalen“ Tag machen, wo Sie sich aufhalten und was Sie für wichtig halten, um zu verstehen, wie Ihr Alltag aussieht.

Anstatt Privatheit als in der alltagsprachlichen Verwendung sperriges und normativ verankertes Konzept vorzuschreiben, ermöglicht die Frage nach dem Alltag den Interviewten die Themensetzung selbst vorzunehmen. Privatheit spielt dabei in mehreren Situationen im Alltag eine entscheidende Rolle, weshalb die Erzählung über den Alltag zwangsläufig auch das Thema Privatheit umfasst.

3.3.2 Datenmaterial

Insgesamt wurden sechs Interviews durchgeführt – eines davon in Form eines *Go-Alongs*, das allerdings aufgrund des Verlaufs des *Go-Alongs* ebenso als Interview behandelt und interpretiert werden kann. Eines der Interviews wurde mit einer wohnungslosen Person durchgeführt, weshalb es, wie sich im Laufe der Interpretation herausstellte, nicht herangezogen werden konnte.

Nach der Durchführung des ersten Interviews musste die Feldforschung aufgrund einer Covid-19-Erkrankung unterbrochen werden. Nachdem im weiteren Verlauf drei geplante Interviews aus verschiedenen Gründen nicht stattfinden konnten, wurde auf die Besonderheit des Felds insofern reagiert, als die restlichen Interviews möglich zeitnah geführt wurden, um nicht den durch den Feldzugang hergestellten Kontakt zu den Interviewten zu verlieren. Dadurch konnte dem Prinzip der zyklischen Feldforschung nur teilweise entsprochen werden. Diese Anpassung ans Feld wurde allerdings als nötig empfunden, um sicherstellen zu können, dass ausreichend Datenmaterial für die Forschung vorhanden ist.

Die Interviews dauerten jeweils zwischen 100 und 270 Minuten. Insgesamt ergab sich somit Interviewmaterial im Ausmaß von ca. 15 Stunden. Für die Analyse wurden die Interviews in transkribierter Form verwendet, wobei die Transkriptionen insgesamt 220 Seiten umfassen. Diese große Menge erlaubte es im Zuge der Analysezyklen sich mittels *theoretical sampling* durch Material zu bewegen, wodurch eine zyklische und prozessuale Interpretation möglich wurde. Dabei wurden vier Analysezyklen und vier Reflexionszyklen

durchgeführt, bevor eine als ausreichend empfundene theoretische Sättigung der Erkenntnisse erreicht wurde.

3.3.2.1 Kurzportraits der Interviewten

Im Weiteren werden für die interviewten Personen die Pseudonyme *Musa Aslan*, *Hildegard Falter*, *Johanna Wagner*, *Balázs Nagy*, *Lenka Radičová* und *Milan Baran*, sowie *Susanne Jürgens* verwendet. Um die Ergebnisse und Erkenntnisse besser verfolgen zu können und um ein grobes Bild der interviewten Personen zu haben, soll ihre Lebenssituation zum Zeitpunkt des Interviews im Folgenden kurz skizziert werden.

Musa Aslan ist seit 25 Jahren obdachlos. Obwohl er österreichischer Staatsbürger ist, ist er aufgrund fehlender Identitätsnachweise nicht anspruchsberechtigt. Er lebte einige Zeit mit einer Gruppe anderer obdachloser Personen in Zelten auf der Donauinsel, erzählte aber auch davon, dass er in geschützten Häusereingängen geschlafen hat. Zum Zeitpunkt des Interviews konnte er gerade für einige Wochen auf der Couch eines Freundes übernachten. In der Regel schläft *Musa Aslan* allerdings abwechselnd in verschiedenen Einrichtungen oder mit anderen obdachlosen Personen in einem Park in einem der Wiener Innenbezirke.

Hildegard Falter war 8 Jahre lang obdachlos. Sie erzählt im Interview davon, dass sie nicht eine einzige Nacht in einer Einrichtung verbracht hat, sondern diese, wenn überhaupt, nur tagsüber nutzt. *Hildegard Falter* hat bis gut ein halbes Jahr vor dem Interview in einem – in einem Holzstapel versteckten – Zelt am Rande des Wienerwalds geschlafen und wohnt heute in einem kleinen Holzhaus am westlichen Ende der Stadt. Trotz des kleinen Holzhauses nutzt sie weiterhin Einrichtungen der Obdachlosenhilfe und engagiert sich auch ehrenamtlich.

Johanna Wagner lebt seit einigen Jahren in Wien. Da sie zu wenig lange angestellt war, ist sie nicht anspruchsberechtigt. Sie erzählt davon, dass sie im Winter immer wieder in verschiedenen Einrichtungen schläft, im Sommer hingegen im Freien. Anders als *Musa Aslan* schläft sie allerdings nicht mit anderen obdachlosen Personen gemeinsam im Freien, sondern allein. *Johanna Wagner* nutzt nicht nur die Einrichtungen zum Schlafen oder Duschen, sondern erzählt auch davon, dass sie immer wieder eine Nacht bei Bekannten übernachten sowie duschen oder Wäsche waschen kann.

Balázs Nagy ist kurz nachdem er obdachlos wurde nach Wien gekommen und lebt seit einigen Jahren hier. Er erzählt davon, dass er zwischendurch einige Zeit in Deutschland gearbeitet hat und auch derzeit in Wien nach Arbeit sucht. *Balázs Nagy* schläft abwechselnd

in verschiedenen Einrichtungen. In der Nacht vor dem Interview verlor er seinen aktuellen Schlafplatz, weshalb er zum Zeitpunkt des Interviews nicht wusste, wo er die nächste Nacht verbringen werde. In der Vergangenheit wohnte er zusammen mit einer Gruppe anderer obdachloser Personen in einem leerstehenden Haus.

Lenka Radičová und *Milan Baran* waren – so wie *Balázs Nagy* – bereits obdachlos, bevor sie nach Wien gekommen sind. Das Paar lebte zum Zeitpunkt des Interviews getrennt in verschiedenen Einrichtungen, erzählt aber davon, dass sie in der Vergangenheit sowohl zusammen in einem Zimmer als auch zusammen im Freien geschlafen haben. *Milan Baran* arbeitet in einem Sozialprojekt eines großen österreichischen gemeinnützigen Vereins und erhält dafür therapeutisches Taschengeld. *Lenka Radičová* erzählt im Interview immer wieder von ihrer erfolglosen Arbeitssuche.

Susanne Jürgens war in ihrer Kindheit und Jugend zweimal für längere Zeit obdachlos, sowie jahrelang verdeckt wohnungslos und wohnte anschließend einige Zeit in einer Wohnungsloseneinrichtung. Zum Zeitpunkt des Interviews wohnte sie in einer Privatwohnung, besucht allerdings regelmäßig Einrichtungen der Obdachlosenhilfe und engagiert sich auch ehrenamtlich. Das Interview mit *Susanne Jürgens* wurde zwar transkribiert, schlussendlich aber nicht interpretiert.

3.3.2.2 Memos

Neben Interviews wurde eine Vielzahl weiterer Materialien gesammelt. Dazu zählen sowohl die Protokolle der durchgeführten Beobachtungen, aber auch Informationsbroschüren, Gesprächsprotokolle und Reflexion der Gespräche, die beispielsweise mit der *Gatekeeperin* geführt wurden, sowie die von einem obdachlosen Mann an den Forscher herangetragene Verschriftlichung seines Tagesablaufs. Zwar wurden diese Materialien nicht systematisch analysiert, doch spielten sie eine wichtige Rolle bei der Reflexion der Forschung.

Sowohl für die Reflexion als auch die Interpretation bis hin zur Ergebnisdarstellung wurde auf die Technik des Memoschreibens zurückgegriffen. „[...] [M]emo-writing provides a space to become actively engaged in your materials, to develop your ideas, and to fine-tune your subsequent data gathering.“ (Charmaz 2006, 72). Memos erfüllen somit zu verschiedenen Zeitpunkten des Projektzyklus verschiedene Aufgaben. Dienen Memos anfangs vor allem zur Reflexion und als Stütze bei der Planung (Charmaz 2006, 80), werden sie im Laufe der Interpretation zum integralen Teil der Ergebnisverknüpfung und Theoriebildung und lösen als verschriftlichte Zwischenergebnisse das

Interpretationsmaterial langsam ab (Charmaz 2006, 86ff.). Memos helfen somit die Forschung zu strukturieren, Gedanken festzuhalten und sind das Bindeglied zwischen Interpretation und Ergebnisdarstellung.

3.4 Auswertungsmethoden

Zur Interpretation der Interviews wurden, unter Zustimmung der Interviewten, mit Hilfe von Tonaufnahmen anonymisierte phonetische¹³ Transkripte erstellt. Dabei wurde nicht nur der *genaue* Wortlaut, sondern auch die parasprachliche Färbung des Gesagten berücksichtigt. Im Gesagten realisieren sich soziale Praktiken und Sinnzusammenhänge (Froschauer & Lueger 2020, 29). Das Transkript des Gesagten wird somit „[...] als geronnene sinnhaltige Strukturzusammenhänge begriffen.“ (Froschauer & Lueger 2020, 92). Daher muss das Transkript so präzise wie beschrieben sein, da es nur so ein tatsächliches Abbild des Gesagten ist und somit hermeneutische Interpretationsmethoden – wie die Feinstrukturanalyse (Froschauer & Lueger 2003, 115) – verwendet werden können, um eben diese *geronnenen* latenten Sinnstrukturen zu rekonstruieren.

Die Interviewsituation setzt einen willkürlichen Start und Endpunkt fest, zwischen denen die sprachlich kommunizierte Wirklichkeit (Berger & Luckmann 2018, 40) festgehalten und so der Interpretation zugänglich gemacht wird. Jedes Interview und jeder Text ist somit immer nur ein Ausschnitt der Wirklichkeit, der ein Davor und ein Danach hat, und ebenso, wie er entstanden ist und festgehalten wurde, auch zu einem anderen Zeitpunkt entstehen hätte können. Dabei spiegelt der Text als Fixierung *sinnhaltiger Strukturzusammenhänge* (Froschauer & Lueger 2020, 92) als Ausschnitt und Abbild der Wirklichkeit spezifische Sinnzuschreibungen und Deutungsmuster der spezifischen Lebenswelt wider, auf die die interviewte Person in jeder kommunikativen Handlung zurückgreift. Zwar lassen sich diese Strukturen in allen Texten wiederfinden, doch sind sie präsenter und greifbarer, je näher die Erzählung am forschungsrelevanten Thema angesiedelt ist. Da es sich – unabhängig von der Länge – immer um einen Ausschnitt handelt, kann jeder Text in kleinere Teile unterteilt und so das Material Stück für Stück und textübergreifend interpretiert werden (Froschauer & Lueger 2020, 104):

13 Phonetisch bedeutet hier *am Laut* orientiert. Es wurde nicht das IPA verwendet, sondern versucht durch das deutsche/lateinische Alphabet eine möglichst genaue Wiedergabe des Gesprochenen zu erreichen. Zur Illustration: [gzɔkt] kann sowohl als *xogt* als auch als *gsogt* transkribiert werden, allerdings nicht als *gesagt*.

„Die Interpretation ist [...] eine intensive Beschäftigung mit Bedeutungen, Sinnzusammenhängen und jenen Kontexten, die eine bestimmte Sinngenerierung wahrscheinlich machen und zu einer spezifischen Sinnstruktur verknüpfen.“
(Froschauer & Lueger 2020, 91)

Zur Interpretation der Textteile können verschiedene Methoden herangezogen werden, die sich sowohl in der Intention als auch der „Feinheit“ unterscheiden. In der vorliegenden Forschungsarbeit kamen drei verschiedenen Interpretationsverfahren zum Einsatz: die Feinstrukturanalyse, die Systemanalyse und die Themenanalyse (Froschauer & Lueger 2003, 111). Die drei Verfahren unterscheiden sich sowohl in der Durchführung als auch in ihrer Zielsetzung. Bereits in der Frühphase der Datenerhebung zeigte sich, dass, aufgrund der Mehrsprachigkeit des Felds, die Feinstrukturanalyse, die sich auf Grund der Annahme, dass kein Wort zufällig gewählt wurde (Froschauer & Lueger 2003, 111), nicht ohne Einschränkungen für Gespräche, die nicht in der eigenen Muttersprache geführt wurden, eignet, durch andere Auswertungsmethoden ergänzt werden müssen. Die genaue Festlegung blieb zu diesem Zeitpunkt allerdings noch offen. In der Reflexionsphase nach dem ersten Analysezyklus, bei dem lediglich die Feinstrukturanalyse zum Einsatz kam, wurde deutlich, dass zur Beantwortung der Forschungsfrage sowohl die Systemanalyse als auch die Themenanalyse herangezogen werden sollte – wodurch auch die Herausforderung hinsichtlich der Vielsprachigkeit des Felds gelöst wurde.

Gemeinsam haben die Methoden dabei, dass abwechselnd thesenbildende *offene Interpretationen* (Froschauer & Lueger 2020, 104) und thesenprüfende *geschlossene Interpretationen* (ebd.) vorgenommen werden, wobei die Interpretationsstellen mittels *theoretical sampling* ausgesucht werden. Ebenso gemeinsam haben die verschiedenen Methoden die damit verbundenen Herausforderungen. Die gesuchten Informationen müssen dechiffriert werden, was nur durch eine *intensive Analyse* und *extensive Sinnauslegung* (Froschauer & Lueger 2020, 104) gelingt, doch auch bei intensiver Analyse ist „[...] keine absolut zutreffende und alleingültige Interpretation möglich [...]“ (Froschauer & Lueger 2020, 107). Um die Qualität der Interpretationen trotz dieser Herausforderungen gewährleisten zu können, laufen sie nach spezifischen, auf die Methode zugeschnittenen Mustern ab, die im Folgenden kurz umrissen werden.

3.4.1 Feinstrukturanalyse

Ziel der Feinstrukturanalyse (Froschauer & Lueger 2003, 110) ist „[...] die Erfassung von Sinngehalten, die sich in der selektiven Abfolge kleinster Gesprächseinheiten reproduzieren.“ (Froschauer & Lueger 2003, 110). Dabei geht die Methode davon aus, dass die Abfolge und Auswahl der Worte einer Erzählung nicht willkürlich ist und nicht rein durch lexikalische und syntaktische Anforderungen bestimmt ist, sondern ein latenter Sinnzusammenhang besteht, anhand dessen die latenten Sinnstrukturen und Deutungsmuster rekonstruiert werden können (Froschauer & Lueger 2003, 110f.).

Zu Beginn der Analyse wird der Text in Sinneinheiten, also die kleinstmögliche noch sinntragende Einheit unterteilt, die anschließend analysiert werden (Froschauer & Lueger 2003, 114). In einem ersten Schritt wird die Sinneinheit paraphrasiert, um den manifesten Sinn zu ermitteln. Dieser wird nun mit der IntervIEWSITUATION kontrastiert, um die Intention der Sinneinheit zu verstehen (Froschauer & Lueger 2003, 115). Anschließend widmet sich die Analyse der latenten Bedeutung der Sinneinheit. Um diese zu ermitteln, werden unterschiedliche Lesarten entwickelt und Positionen eingenommen, die auch außerhalb des Kontextes angesiedelt sind.

„Die Methode des Geschichtenerzählens beruht auf einem gedankenexperimentellen Vergleich einer vorliegenden Sinneinheit mit einer der Textstelle möglicherweise zugrundeliegenden allgemeinen Struktur, die aber durch den Inhalt des Textes verdeckt sein könnte. Geschichten aus anderen Kontexten bieten hierbei die Chance sich aus den ‚naheliegenden‘ Sinnzuschreibungen zu entfernen und sich vom Text zu distanzieren.“ (Froschauer & Lueger 2003, 16-17)

Dadurch soll der latente Sinn beziehungsweise die latente Struktur, die dem Text zugrunde liegt, erschlossen werden (Froschauer & Lueger 2003, 16). Im nächsten Schritt wird die Rollenverteilung innerhalb der Sinneinheit einbezogen, um Rückschlüsse auf Beziehungen einzelner Akteur*innen zu erhalten (Froschauer & Lueger 2003, 17). In einem letzten Schritt wird der Frage nachgegangen: „welche Optionen ergeben sich für die nächste Sinneinheit?“ (Froschauer & Lueger 2003, 118, H.i.O. entfernt, LP). Dies hat zum einen eine Kontrollfunktion zum anderen offenbart es Brüche im Gespräch, in der Argumentation (Froschauer & Lueger 2003, 118f). Mit dem Anhängen der nächsten Sinneinheit beginnt der Analysezyklus von vorne. Ziel und Ende der Analyse ist die Rekonstruktion einer

Sinnstruktur, die Deutungsmuster und Handlungslogiken aufzeigen soll (Froschauer & Lueger 2003, 120).

3.4.2 Systemanalyse

Die Systemanalyse wurde, wie die Feinstrukturanalyse von Froschauer und Lueger entwickelt und ähnelt dieser in ihren methodologischen Grundzügen. Auch hier wird in einem mehrstufigen Interpretationsprozess der latente Sinngehalt des Textes freigelegt, um interpersonale Regelmäßigkeiten des sozialen Systems zugänglich zu machen (Froschauer & Lueger 2020, 112). Ziel ist dabei die Rekonstruktion der „strukturierenden latenten Merkmale“ (Froschauer & Lueger 2020, 145) des sozialen Systems. Somit verschiebt sich der Fokus von der Deutung auf die Strukturierung und Ordnung des sozialen Systems, die von den einzelnen Handelnden (re-)produziert wird (Froschauer & Lueger 2020, 112) und aus der sich die systemspezifische *Prozessdynamik* (Froschauer & Lueger 2020, 114) und *Normalitätsvorstellungen* (Froschauer & Lueger 2020, 146) ergeben:

„[Bei der Systemanalyse] [...] wird die analysierte Sinnstruktur auf die besondere Situiertheit des untersuchten Systems, dessen interne Differenzierung und die sich daraus ergebenden lebensweltlichen Perspektiven und Handlungsorientierungen bezogen, die sich für die Mitglieder des Systems oder Akteur*innen in dessen relevantem Umfeld ergeben.“ (Froschauer & Lueger 2020, 112)

Die Unterscheidung in der Zielsetzung zeigt sich auch in der methodischen Umsetzung. Es werden deutlich größere Textmengen als bei der Feinstrukturanalyse interpretiert. Die kleinste Analyseeinheit ist nicht eine kleinstmögliche Sinneinheit, sondern ein Absatz, der eine *thematische Einheit* (Froschauer & Lueger 2020, 144) darstellt und in fünf Schritten interpretiert wird. Zu Beginn wird der manifeste Informationsgehalt mittels Paraphrasierung generalisiert (Froschauer & Lueger 2020, 145). Im zweiten und dritten Schritt wird der *Äußerungskontext* (ebd.) einbezogen. Zunächst wird der *Textrahmen* als „konkrete Situation der Textproduktion“ (Froschauer & Lueger 2020, 146) analysiert. Dazu zählt sowohl die Interviewsituation an sich als auch die dadurch möglicherweise entstehenden Intentionen der teilnehmenden Personen. Anschließend wird der *lebensweltliche Kontext* (ebd.) der interviewten Person einbezogen und analysiert, warum eine Aussage so und nicht anders kommuniziert wurde, und welche Rückschlüsse diese kommunikative Darstellung auf die Organisation und *Normalitätsvorstellungen* (ebd.) des spezifischen sozialen Systems zulässt.

Schritte vier und fünf fokussieren auf den *hypothetischen Wirkungskontext* (Froschauer & Lueger 2020, 145) der Aussage. Dabei werden die bereits interpretierten Kontextbedingungen als handlungsleitend vorausgesetzt. Unter dieser Annahme werden die *unmittelbaren Interaktionseffekte* interpretiert (Froschauer & Lueger 2020, 146), um zu analysieren, welche *Handlungsstrukturierungen* (ebd.) sich aus der Aussage und dem Kontext für die interviewte Person und somit für Handelnde im jeweiligen System ergeben, und welche systemspezifischen Dynamiken diese Handlungslogik beeinflusst (Froschauer & Lueger 2020, 147). Der letzte Schritt der Interpretation widmet sich den *Systemeffekten* (ebd.) anhand derer die „Gesamtdynamik des sozialen Systems“ (ebd.) analysiert werden soll. Im Laufe der Systemanalyse wird somit versucht den *Sinnhorizont* und die *Systemlogik* (Froschauer & Lueger 2020, 148), die das spezifische soziale System strukturieren, sowie die *Handlungsmuster* (ebd.), die sich daraus ergeben, zu rekonstruieren.

3.4.3 Themenanalyse

Ergänzend zur Feinstruktur- und Systemanalyse wird die Themenanalyse als textreduzierendes, beschreibendes Analyseverfahren eingesetzt. Der Fokus liegt dabei, anders als bei den beiden feineren Methoden, stärker auf dem manifesten Gehalt des Texts, mit dem Ziel eine *reflektierende Zusammenfassung* (Froschauer & Lueger 2020, 183) der zentralen Themen, Inhalte und Argumentationen zu erreichen. Dabei können große Textmengen analysiert werden und charakteristische Gemeinsamkeiten und Unterschiede über mehrere Interviews hinaus herausgearbeitet werden (ebd.). Zur Anwendung kommt die Methode hier zum einen, um relevante Stellen für weitere Feinstruktur- und Systemanalysen zu finden und zum anderen, um die Textinhalte zu systematisieren und Charakteristika und Dimensionen der analytisch freigelegten Mechanismen zu beschreiben.

Die Themenanalyse wird in mehreren Schritten durchgeführt. Zwar ist das Forschungsinteresse ausschlaggebend dafür, welche Themen relevant sind, doch werden in einem ersten Schritt möglichst offen alle Themen ermittelt, und die Textstellen, in denen die Themen besprochen werden, ihnen zugeordnet (Froschauer & Lueger 2020, 184). Die so herausgearbeiteten Themen werden anschließend reduktiv verdichtet (ebd.). Dazu werden die „wichtigsten Komponenten der Themendarstellung herausgearbeitet“ (ebd.), etwa die Charakteristika und Unterschiede der Themen sowie die Zusammenhänge, in denen sie auftreten. Wichtig ist dabei zu beachten, ob das Thema von der interviewten Person oder der interviewenden Person eingebracht wurde (ebd.). Abschließend werden die Themen in den

Gesamtkontext des Forschungsinteresses integriert. Dadurch können zum einen die Dimensionen der analytisch freigelegten Mechanismen erklärt werden, und zum anderen Grenzen und Lücken der Erklärungen aufgezeigt und im Weiteren einer feineren Analyse unterzogen werden (Froschauer & Lueger 2020, 185).

Im Forschungsprozess konnten durch die Themenanalyse nicht nur relevante Textpassagen für die beiden feineren Interpretationsmethoden gefunden werden, sondern auch die Ergebnisse eben dieser Methoden verdichtet und gestärkt werden. Der große Vorteil der Themenanalyse besteht dabei darin, dass damit tatsächlich das gesamte Interviewmaterial bearbeitet und in einen Gesamtzusammenhang gesetzt werden kann.

3.4.4 Methodenverschränkung

Zu Beginn wurde der Anfang des ersten Interviews mittels Feinstrukturanalyse interpretiert, da diese „[...] das stärkste analytische Potenzial aufweist“ (Froschauer & Lueger 2020, 113) und sich damit als explorative Methode besonders eignet. Aus dieser Interpretation konnten erste Erkenntnisse abgeleitet werden. Anschließend wurde mit einem anderen Interpretationspartner im selben Interview eine andere Stelle herangezogen, um die Erkenntnisse zu prüfen. Zwar wurde der Interpretationspartner informiert, dass bereits an dem Interview gearbeitet wurde, allerdings nicht über die daraus abgeleiteten Erkenntnisse. Nach diesen beiden Interpretationssitzungen konnten erste konkrete Annahmen aufgestellt und gefestigt werden, womit der erste Analysezyklus beendet war. Im zweiten Analysezyklus wurde erneut der Anfang eines Interviews mittels Feinstrukturanalyse interpretiert. Dabei konnten Teile der ersten Annahmen gestärkt werden, gleichzeitig zeigte sich allerdings, dass die Rolle des sozialen Systems nicht adäquat berücksichtigt werden konnte, weshalb die gleiche Stelle mit einer anderen Interpretationspartnerin mittels Systemanalyse interpretiert wurde. Durch die Systemanalyse konnten entscheidende Erkenntnisse über das Feld gewonnen werden und in Kombination mit den Erkenntnissen der Feinstruktur die ersten Annahmen gefestigt aber auch Lücken aufgezeigt werden. Im dritten Analysezyklus wurde mittels Themenanalyse ein Großteil des Materials bearbeitet und dabei auch weitere Stellen für die Systemanalyse – die ebenfalls in diesem Analysezyklus erneut durchgeführt wurde – ermittelt. Die Interpretation dieser Stellen stärkten die Annahme weiter. Im vierten und letzten Analysezyklus wurde das restliche Material mittels Themenanalyse interpretiert, dabei wurden keine neuen Erkenntnisse

gewonnen. Somit wurde eine ausreichende theoretische Sättigung erreicht, und die Erkenntnisse konnten als Ergebnisse des Projektzyklus aufgearbeitet werden.

3.4.5 Qualitätssicherung

Die Qualitätssicherung in der hermeneutischen Analyse wird auf zwei Arten vorgenommen. Zum einen durch formale Anforderungen an die Interpretation und zum anderen durch das konkrete Vorgehen bei eben dieser.

Bei der Durchführung der Interpretation wird die Qualität vor allem durch das zyklische Vorgehen gewährleistet: „Indem sich die Analyse schrittweise durch den Text bewegt, bildet jedes neue Textelement ein Prüfkriterium für das nächste.“ (Froschauer & Lueger 2020, 93, H.i.O. entfernt LP). Die jeweils getroffenen Annahmen werden durch die weitere Interpretation geprüft. Trotzdem besteht die Gefahr, dass etwas aus dem Material herausgelesen wird, das durch Vorwissen oder Vorannahmen von den Interpretierenden zuvor eingebracht wurde. Dieses Vorwissen muss stets reflektiert werden. Gleichzeitig kann es aber auch eingesetzt werden, um Erkenntnisse zu gewinnen. Vorwissen bedingt eine gewisse Annahme darüber was *normal* ist. Diese *Normalitätsfolie* (ebd.) kann dabei helfen, Besonderheiten und Unerwartetes im Text zu erkennen.

Neben dem Einbezug von Wissen wird die Qualität und der Erfolg der Interpretation durch drei methodische Werkzeuge gesichert. Erstens durch die *Dekonstruktion* (Froschauer & Lueger 2020, 94) sowohl des Texts an sich – also die Zerteilung in kleinste Sinneinheiten, die anschließend verbunden und somit der Text neu aufgebaut wird –, als auch durch das reflektierte und kritische Hinterfragen und Anzweifeln von Annahmen und Vorstellungen (ebd.). Zweitens durch die *komparative Differenzierung* (Froschauer & Lueger 2020, 95) – das Geschichtenerzählen (Froschauer & Lueger 2003, 16) – mittels der, durch die Kontrastierung unterschiedlicher Kontexte die *fallspezifische Besonderheit* (Froschauer & Lueger 2020, 95) herausgearbeitet werden kann. Drittens durch die *komunikative Selektivität* (Froschauer & Lueger 2020, 96), also eine spekulative Auseinandersetzung damit, was mit dem Gesagten *gemeint* sein könnte und welche Anschlussmöglichkeiten sich daraus ergeben, bevor diese mit der tatsächlichen Entwicklung des Gesagten kontrastiert werden und so unmöglich gewordene Varianten verworfen werden (ebd.)

Außerhalb des Interpretationsprozesses wird die Qualität durch *formale Anforderungen* (Froschauer & Lueger 2020, 108) gesichert, die im Rahmen dieser Forschungsarbeit nicht alle umsetzbar waren. So konnte – da es sich um eine Masterarbeit handelt – die personelle

Trennung zwischen Erhebung und Auswertung nicht vorgenommen werden (Froschauer & Lueger 2020, 108).

Die Voraussetzung der Interpretation in der Gruppe konnte – auch aufgrund der Covid-19-Pandemie – nur teilweise erfüllt werden. Wie Froschauer und Lueger betonen, ist die Interpretation in der Gruppe vor allem bei der Feinstrukturanalyse entscheidend. Dankenswerterweise konnten alle Feinstrukturanalysen jeweils zu zweit mit einer/einem anderen/anderem Soziolog*in durchgeführt werden. Dabei wurde vom Forscher die Rolle des kritisch fragenden Moderators übernommen (Froschauer & Lueger 2020, 109). Durch diese Konstellation konnte auch der Anforderung, zwei verschiedene Interpretationsgruppen zu haben, entsprochen werden (ebd.) Die Systemanalyse kann alleine durchgeführt werden (Froschauer & Lueger 2020, 144), was aus forschungspragmatischen Gründen – bis auf einmal – auch gemacht wurde. Die Ergebnisse wurden dabei allerdings stets mit anderen Soziolog*innen reflektiert.

Sowohl bei der Interpretation mit Interpretationspartner*in als auch alleine konnte *ohne Zeitdruck* (Froschauer & Lueger 2020, 109), *schrittweise und chronologisch* (ebd.) sowie *extensiv* (Froschauer & Lueger 2020, 110) interpretiert werden.

Alle Schritte der Interpretation wurden dokumentiert und kritisch reflektiert. Das kleine Team der Interpretation und die fehlende Trennung zwischen Erhebung und Auswertung sind klare Limitationen, die aus Sicht des Forschenden allerdings schlicht nicht verhindert werden konnten.

3.5 Analysebeispiele

Neben den soeben beschriebenen Voraussetzungen zur Qualitätssicherung – vor allem in Zuge der Interpretation – nennen Froschauer und Lueger Qualitätssicherungsschritte, die auf der *Ebene des Wissenssystems* (Froschauer & Lueger 2020, 203) vollzogen werden müssen. Dazu zählt neben der Offenlegung des Forschungsprozesses und der Forschungsstrategie – die im Zuge dieses Kapitels bereits erfolgte – auch die *exemplarische Darstellung sensibler Forschungselemente* (ebd.). Diese dient zur Illustration der Interpretationsprozesse und soll helfen, diese nachvollziehbar zu machen. Da es sich um *sensible* Elemente handelt, wird nicht der gesamte Interpretationsprozess hier offengelegt, sondern exemplarisch – und streng anonymisiert – jeweils eine Feinstrukturanalyse und eine Systemanalyse. Die Feinstrukturanalyse bezieht sich dabei auf die Anfangssequenz eines der Interviews, die

Systemanalyse wiederum befasst sich mit einer Sequenz, in der der erste Kontakt der interviewten Person zur Wiener *Obdachlosenszene* erzählt wird.

Zur Illustration wird die Sinneinheit, gefolgt vom Interpretationsschema und einer kurzen Anmerkung beziehungsweise einem kurzen Memo zum Interpretierten dargestellt:

3.5.1 Feinstrukturanalyse

1. Sinneinheit: *Ja, also, mmh. Normalerweise (...) es kommt auch immer ganz drauf an,*

Nr.	Paraphrase	Intentionen/ Funktionen	Latente Bedeutung	Rollen- verteilung	Anschluss- optionen
1	Normalität realisiert sich je nach Bedingung	Aufgriff des „Normal“ aus der Frage. Austausch des Fragentzugs durch ihren/seinen eigenen.	Normalität ist veränderlich. „das Transitorische in seiner Beständigkeit“. Normal ist, dass es auf etwas anderes ankommt. „immer ganz“, immer reaktiv. Er/sie reagiert auf das, was ist. Zuerst sind Bedingungen, und aus diesen wird die „normale Weise“ abgeleitet. Die „normale Weise“ ist eine sich wiederholende Abfolge. Diese zeitliche Abfolge, wird von den jeweils gegebenen Bedingungen bestimmt. <u>Andere Kontexte:</u> Es kommt immer darauf an... wie er drauf ist ... wie das Wetter ist ... wie die Kinder geschlafen haben. > Immer eine externe Bedingung ist gegeben, auf die als Reaktion im Rückgriff aus einem Repertoire, „passend“ reagiert wird. Diese Strategien sind bereits da. Man hat bereits Strategien. Man ist nicht wirklich überrascht, man passt sich an, mit Hilfe, von bereits bestehenden Strategien. > Bedeutung der Erfahrung, denn die Strategien waren nicht immer bekannt, sind es aber jetzt.	Man selbst ist eher reaktiv. Es gibt etwas, das die Bedingungen vorgibt. Man reagiert, aber ist vorbereitet aufs Reagieren.	Worauf kommt es an? Bedingungen, auf die es ankommt.

Die interviewte Person lehnt das Konzept von *normal*, das in der Frage impliziert wurde, nicht ab, relativiert es aber, und baut darauf die eigene Sicht dessen, was *normal* ist auf. Für die interviewte Person ist *Normalität* somit, auf äußere Bedingungen zu reagieren. Somit positioniert sich die Person als reagierend. Was die Bedingungen sind, die das *Normale* beeinflussen, ist nicht Teil der Sinneinheit und somit die wahrscheinlichste Anschlussoption.

2. Sinneinheit: *wo man schläft*,

Nr.	Paraphrase	Intentionen/ Funktionen	Latente Bedeutung	Rollen- verteilung	Anschluss- optionen
2	Der Ort an dem man schläft	Deskription	Man schläft nicht immer am selben Ort. Je nachdem wo man schläft, ergibt sich daraus eine Bedingung. Aus dem Wo folgen logische Schritte. Wo man schläft: Generalisierung der Personen, als auch der Zeit. Das verweist auf einen Wissensvorrat. Wie ein Handbuch. Lexikon: wenn du hier schlafst, dann weiter Seite 4. Wissen des Tuns. Handlungsleitend und personalisiert.	Mit wem wird das Wissen geteilt?	Weitere Bedingungen, oder nur diese Bedingung

Die Person nennt die Bedingung, die das *normalerweise* bedingt, konkret der Schlafplatz. Dadurch, dass dieser der Grund dafür ist, dass die *normale Weise* unterschiedlich ist, impliziert die Person, dass es nicht einen, sondern verschiedene Schlafplätze gibt. Das Reagieren der Person ist damit vom Schlafplatz abhängig, je nach Schlafplatz wird anders reagiert. Wie reagiert werden muss, hängt vom Wissen ab. Gleichzeitig generalisiert die Person durch die Verwendung des *man*, anstelle des *ich* die mitgeteilte Erfahrung. Anschlussoption wäre die genauere Beschreibung der Bedingung *Schlafplatz*, oder die Nennung weiterer Bedingungen.

3. Sinneinheit: *weißt du?*

Nr.	Paraphrase	Intentionen/ Funktionen	Latente Bedeutung	Rollen- verteilung	Anschluss- optionen
3	Verstehst du?	Rhetorische Nachfrage. Sie/er erklärt mir etwas.	Wissen wird geteilt. Er/sie ist in der Situation des Wissens. Es ist ein spezifischer Wissensvorrat, der nicht allen zugänglich ist. Er/sie ist so reflektiert, bzw. es ist ihm/ihr so bewusst, dass er/sie es weitergeben kann. Explizites Wissen.	Keine	Vertiefen oder Thama-wechsel.

Durch die rhetorische Nachfrage verdeutlicht die Person, dass Wissen geteilt wird. Wissen, das dem Zuhörenden womöglich nicht bekannt ist. Die Generalisierung in der letzten Sinneinheit deutet bereits auf einen geteilten Wissensvorrat hin. Durch die rhetorische Nachfrage weist die interviewte Person darauf hin, dass der Zuhörende nicht Teil des geteilten Wissens ist. Die interviewte Person ist in der Expert*innenposition und vermittelt diese Expertise dem Zuhörenden. Die rhetorische Frage erlaubt das Thema abzuschließen oder zu vertiefen.

4. Sinneinheit: *Ahm- aber normalerweise fängt der Tag früh an,*

Nr.	Paraphrase	Intentionen/ Funktionen	Latente Bedeutung	Rollen- verteilung	Anschluss- optionen
4	Der Tag fängt früh an.	Wissens-vermittlung. Generalisierung	Es gibt unstetige Bedingungen, und solche, die gleich, oder vergleichbar bleiben. Früher Beginn, als Regelmäßigkeit. Ich leb im Hier und Jetzt, aber das Jetzt hat mehr Bedeutung als das Hier. Der Tag fängt an, passiv, nicht ich stehe auf. Man kann nur sagen, der Raum ist variabel, die Zeit ist eher konstant, egal wo der Tag anfängt, er fängt früh an. Zumindest in der Früh spielt Zeit mehr Rolle als Raum. Der Tag fängt an, nicht mein Tag, weil bedingt durch eine externe Logik. Nicht ich stehe auf, sondern „es“ fängt an. Die Kompetenz ist das Umgehen mit externen Bedingungen, die auf sie/ihn einwirken. Er/sie hat die Möglichkeit zu reagieren, aber er/sie muss es wissen. Er/sie hat spezifisches Wissen, und wendet dieses an.	Sie/er und der Tag als gegenüber. Der Tag als eigene „Person“, der ohne ihr/sein Zutun anfängt.	Uhrzeit-nennung. Wie fängt der Tag an?

Während der Schlafplatz in der Erzählung eine variable Bedingung darstellt, ist der Beginn des Tages weniger variabel, *normal* ist, dass der Tag früh anfängt. Durch die Formulierung *der Tag*, statt *mein Tag* wird auch hier eine externe Bedingung benannt, auf die reagiert werden muss. Unabhängig vom Schlafplatz fängt der Tag früh an. Somit ist der Tagesbeginn, anders als der Schlafplatz, keine Bedingung, die durch die interviewte Person kontrolliert werden kann. Das zeigt sich auch in der Rollenverteilung:4 der Tagesbeginn als Gegenüber, das nicht beeinflusst werden kann, sondern auf das reagiert werden muss. In der Erzählung kann somit sowohl folgen, wann der Tag beginnt, wie er beginnt, als auch wie reagiert wird.

5. Sinneinheit: *so zwischen vier und fünf.*

Nr.	Paraphrase	Intentionen/ Funktionen	Latente Bedeutung	Rollen- verteilung	Anschluss- optionen
5	Zwischen vier und fünf Uhr morgens. ODER: Zwischen vier und fünf Uhr nachts.	Deskription	Betonung des frühen Anfangs. Die Uhrzeit liegt vor dem Sonnenaufgang, und somit vor der generellen Bezeichnung des Tagesbeginns. DER Tag fängt somit an, bevor er anfängt. IHR/SEIN Tag fängt somit an, bevor er anfängt. Aber Bezeichnung DER, dadurch verallgemeinert, „der Tag einer/eines Obdachlosen.“	Keine	Themen-wechsel oder wie fängt der Tag an?

Die Zeitnennung, wann der Tag beginnt, verdeutlicht, dass es sich in der getroffenen Verallgemeinerung um den Tag einer obdachlosen Person handelt. Der Tagesbeginn liegt vor Sonnenaufgang und somit vor der Zeit, die generell als Tagesbeginn gesehen wird. Die interviewte Person sagt gewissermaßen, der normale Tag einer obdachlosen Person beginnt mitten in der Nacht. Daraus ergeben sich die Anschlussmöglichkeiten des Themawechsels, oder der Spezifizierung, warum das so ist, oder wie der Tag beginnt.

6. Sinneinheit: (...) Weil, es ist halt, draußen schlafen ist ja illegal,

Nr.	Paraphrase	Intentionen/ Funktionen	Latente Bedeutung	Rollen- verteilung	Anschluss- optionen
6	Im Freien schlafen ist verboten.	Begründung, Wissens-vermittlung.	„Es ist halt“ verdeutlicht die externe Bedingung, die sich ihrem/seinem Einfluss entzieht: Es ist halt so. Der Umstand ist nicht veränderbar, beeinflusst aber das Handeln, im konkreten Fall, den Beginn des Tages, also das Beenden des Schlafes. Die Legalität bestimmt das Handeln nur indirekt. In der Nacht ist es auch illegal, dass dies ab einer gewissen Uhrzeit relevant wird, deutet implizit eine zeitbedingte Veränderung des Vollzugs dieses Verbots an. Für ihn/sie ist nicht der Umstand relevant, dass im Freien zu Schlafen illegal ist, sondern, dass dies zeitabhängig unterschiedlich ausgelegt wird. Auch hier greift er/sie auf spezifisches Wissen zurück. Durch das relativierende „ja“ in der Formulierung „ist ja illegal.“, deutet er/sie an, dass dieses Wissen bekannt ist, oder sein könnte und nicht ihr/sein eigenes nur persönliches Wissen ist.	Schlafende und Vollzugs-macht.	Themen-wechsel oder Umgang mit dem angespro-chenen Umstand.

Die interviewte Person nennt den Grund für den frühen Tagesbeginn. Dabei handelt es sich um eine externe Bedingung, die nicht verändert werden kann. Da es sich um eine juristische Regelung handelt, ist diese Bedingung an sich nicht zeitabhängig, sondern eine Gegebenheit, trotzdem beeinflusst sie die Beginnzeit des Tages, das deutet darauf hin, dass die juristische Regelung nicht an sich die Bedingung ist, sondern die zeitlich unterschiedliche Durchsetzung. Die relativierende Formulierung *ist ja illegal*, verdeutlicht, dass die Bedingung nicht nur der interviewten Person bekannt ist. Es ist bekannt, wann die Bedingung zu einer Veränderung der Situation führt und es ist bekannt, dass darauf reagiert werden muss.

7. Sinneinheit: *das heißtt du bist immer relativ früh eigentlich wach, weil du weg sein mmmusst,*

Nr.	Paraphrase	Intentionen/ Funktionen	Latente Bedeutung	Rollen- verteilung	Anschluss- optionen
7	Das Verbot ist der Grund, warum dein Tag so früh beginnt.	Begründung, Generalisierung.	„das heißtt“: Sie/er fasst das Gesagte erklärend zusammen. Dabei generalisiert er/sie zweifach, erstens „immer“, also wieder eine Bedingung, die immer gleich ist. Zweitens „du“. Nicht rein individuell „Ich“, aber auch nicht vollkommen verallgemeinert „man“. „Du“ liegt dazwischen, eine persönliche Handlung, die aber viele Personen gleich tätigen. Das „musst“ verdeutlicht die Alternativlosigkeit. Die extern gegebene Bedingung ist zwingend handlungsleitend. Sie wird zu einem gewissen Zeitpunkt schlagend, und auf sie muss passend reagiert werden. Das bekannte Wissen ermöglicht rechtzeitig zu reagieren. Das „weg“ deutet an, dass der Ort gewechselt wird. Das Wissen wird somit angewandt, um zu einer gewissen Zeit mobil zu werden.	„Du“ als generalisierte handelnde Person	Themenabschluss oder Vertiefung, oder weiterer Umgang „Wohin?“

Die interviewte Person resümiert das Gesagte und betont dabei die Implikationen, die sich aus der externen, nicht-beeinflussbaren Gegebenheit ergeben. Dabei verändert die interviewte Person den Grad der Verallgemeinerung, anstatt *man* wird *du* verwendet, wodurch das Gesagte als persönliche Handlung dargestellt wird, die aber von verschiedenen Personen gleich oder ähnlich ausgeführt wird. Das *muss* verdeutlicht die Alternativlosigkeit: die externe Bedingung ist, sobald sie schlagend wird, zwingend handlungsleitend. Das *weg sein* verdeutlicht, dass der Umgang mit der Bedingung darin besteht, den Ort zu verlassen. Die Person greift somit auf ein spezifisches Wissen zurück, um auf eine externe Bedingung zu reagieren, die zu einem gewissen Zeitpunkt die gegebene Situation verändert und eine Reaktion erzwingt.

8. Sinneinheit: *sozusagen, bevor (.) der Alltag der anderen Leute anfängt*

Nr.	Paraphrase	Intentionen/ Funktionen	Latente Bedeutung	Rollen- verteilung	Anschluss- optionen
8	Der Tag beginnt zeitlich früher als jener, von nicht obdachlosen Personen.	Begründung, Deskription.	Durch die Verwendung des „Du“ deutet sie/er zuvor an, dass sie/er nicht nur über sich, sondern auch über andere Personen in vergleichbarer Situation redet, also Obdachlose. Das „andere“ bedeutet somit, nicht Obdachlose. Der zeitliche Ablauf in der Früh ist verschoben. Die externe Bedingung ist die alltägliche Nutzung des Ortes/Raumes durch andere Personen. Bevor diese „anderen“ den Ort an dem geschlafen wurde nutzen/betreten, hat sie/er ihn schon verlassen. Das Wissen über die externen Bedingungen und wann diese zeitlich schlagend werden, wurde von ihr/ihm genutzt, um passend auf die Veränderung zu reagieren. Als Lösung ergibt sich ein Ortswechsel: „weil du weg sein musst“.	„Du“ und die anderen Leute	Themenabschluss oder weiterer Umgang.

In der neuen Rollenverteilung *du* und die *anderen Leute* verdeutlicht sich, dass die externe Bedingung *schlafen ist illegal* durch die Anwesenheit anderer schlagend wird. *Du* ist dabei die obdachlose Person, die *anderen Leute* sind nicht obdachlose Personen, die den Ort, der in der Nacht ein Schlafplatz war, betreten und dadurch die Bedingungen ändern. Sowohl die Änderung als auch wie darauf reagiert werden muss ist bekannt. Die interviewte Person reagiert rechtzeitig, indem er/sie Wissen anwendet und einen Ortswechsel vornimmt.

9. Sinneinheit: *[lacht], lustig*

Nr.	Paraphrase	Intentionen/ Funktionen	Latente Bedeutung	Rollen- verteilung	Anschluss- optionen
9	---	Reaktion auf das Gesagte	Die Verbalisierung dieser Morgenroutine führt zu einer Reflexion darüber. Er/sie lacht und bezeichnet den Kontrast zwischen dem für sie/ihn „normalen“ Tagesbeginn und dem der „anderen“ Leute als lustig. Es gibt mehrere „Normal“, seines/ihres und das von obdachlosen Personen unterscheidet sich von dem „anderer“ Leute, wird aber durch diese beeinflusst.	keine	Themenabschluss

Das Gesagte führt zu einer Reflexion über die Unterschiede zwischen seinem/ihrem Tagesbeginn und dem anderer, nicht obdachloser Personen. Das Lachen sowie der Kommentar *lustig* stellt eine Zäsur im Gesagten dar, ein kurzes Innehalten und eine Reflexion, dadurch wird das Thema gewissermaßen abgeschlossen.

Aus der Feinstrukturanalyse konnten verschiedene Annahmen abgeleitet werden: Zum einen deutet das Gesagte darauf hin, dass die interviewte Person verschiedene Schlafplätze nutzt. Die Nutzung eines Orts als Schlafplatz scheint dabei durch äußere Bedingungen, die nicht beeinflusst werden können, bestimmt zu werden. Dabei spielen sowohl *andere Leute* als auch die Zeit eine entscheidende Rolle. Auf Veränderungen der Gegebenheiten muss reagiert werden, der Zeitpunkt und die Art der Reaktion sind bekannt. Wissen scheint somit eine entscheidende Rolle dabei zu spielen, auf Situationen reagieren zu können. Die sprachliche Darstellung deutet darauf hin, dass es sich dabei um einen geteilten Wissensvorrat handelt. In einer weiteren Feinstrukturanalyse können diese Annahmen überprüft und verfeinert oder abgeändert werden. Die Frage nach dem Wissen, also ob es sich um individuelles Wissen handelt oder um einen geteilten Wissensvorrat, aber auch wie dieses Wissen gelernt oder vermittelt wird, legt die Verwendung der Systemanalyse nahe.

3.5.2 Systemanalyse

1. Sinneinheit: *Ä, ich war in meine Land, und am zweiten Tag- und ich bekomme am ersten Tag Suppe ohne alles, das war mein erster Tag. Nächster Tag zwei Scheiben Brot, sie hat gesagt, kein warmes Essen, es ist fertig. Und dritte Tag ich war so hungrig, ich einfach gehen zu, wie heißt das? Zugbahnhof, Hauptbahnhof. Ich hab gekommen hier nach Zug,*

Nr.	Paraphrase	Äußerungskontext		Wirkungskontext	
		Textrahmen	Lebenswelt	Interaktionseffekte	Systemeffekte
1	Die Situation für Obdachlose in [Land] ist so schlecht, dass er/sie beschlossen hat nach Wien zu gehen.	Er/sie beginnt mit dem Grund für seinen/ihren Umzug.	Es besteht eine Abhängigkeit von anderen. Im konkreten Fall in Bezug auf Essen. Es besteht die Möglichkeit mobil zu sein und den Ort zu wechseln.	Unzufriedenheit mit der (Versorgungs-) Situation bringt ihn/sie zum Handeln.	Lebenssituation in der eine Abhängigkeit besteht. Allerdings besteht die Möglichkeit den Ort zu variieren.

Die Lebenswelt ist durch Abhängigkeiten von anderen Personen geprägt, trotz dieser Abhängigkeiten bestehen für den/die Einzelne bestimmte Handlungsmöglichkeiten. In der

Erzählung positioniert sich die interviewte Person als aktiv handelnd, als mit Handlungsmacht ausgestattet. Die Person reagiert auf die, aus seiner/ihrer Sicht schlechten Umstände und verlässt den räumlichen Kontext.

2. Sinneinheit: *ich war hier ungefähr 11 Uhr am Abend. Ohne Sprache, ohne alles, und ich hab getroffen mit einer [gleichsprachige (Originalangabe entfernt LP)] Leute, er hat gesagt, ja in eine Platz gibt es Schafenplatz, ich war da, hat gesagt 50 Cent pro Nacht. Und ein anderer hat gesagt anderer Platz, [Einrichtung]¹⁴, und das war meine erste Nacht hier in Österreich.*

Nr.	Paraphrase	Äußerungskontext		Wirkungskontext	
		Textrahmen	Lebenswelt	Interaktionseffekte	Systemeffekte
2	Sofort nach der Ankunft, haben ihm/ihr Leute geholfen sich zu orientieren. Und er/sie hat in einer Einrichtung übernachtet.	Er/sie betont sofort die Hilfe, die ihm/ihr von anderen (gleichsprachigen) Obdachlosen entgegengebracht wurde.	Es gibt spezifische Informationen, Wissen, das vermittelt werden muss, um sich zurecht zu finden. Es gibt verschiedene Sprachkenntnisse in der Lebenswelt. Es besteht die Bereitschaft das Wissen zu teilen. Es gibt verschiedene Orte, an denen geschlafen werden kann. Das Wissen über diese Orte ist in der Gruppe verbreitet und wird geteilt. Lebenswelt in den verschiedenen Einrichtungen, die in Anspruch genommen werden können. Die Auswahl basiert auf Wissen, das geteilt wird. (Erfahrungswissen anderer). Die Lebenswelt ist mehrsprachig.	Es gibt gewisse Einrichtungen, die du nutzen kannst. Es ist entscheidend über diese Einrichtungen Bescheid zu wissen. Andere Personen in der Lebenswelt sind bereit mit dir das Wissen über die Einrichtungen zu teilen.	System besteht aus Orten (Einrichtungen). Du kannst die Orte aussuchen. Allerdings musst du dafür Wissen über die Existenz und Spezifika der Orte besitzen. Manche dieser Einrichtungen kosten etwas. Das Wissen ist in der Lebenswelt vorhanden und wird geteilt. Sprache spielt eine wichtige Rolle in der Lebenswelt. Es besteht eine Hilfsbereitschaft und Solidarität

Um sich in der Lebenswelt zurecht zu finden, bedarf es bestimmter Informationen beziehungsweise bestimmten Wissens. Die Lebenswelt kann dabei durch Gatekeeper

14 Um die Anonymität zu wahren, wurden Einrichtungs- und teilweise auch Straßennamen entfernt. Im Weiteren wird an deren Stelle *[Einrichtung]* oder *[Straße]* verwendet.

erschlossen werden, die den/die Einzelne in die Lebenswelt *einführen*. Die Lebenswelt ist multilingual, wodurch die Chancen *eingeführt* zu werden steigen. Wissenstransfer scheint in der Lebenswelt bereitwillig stattzufinden. Die Lebenswelt ist durch verschiedene Orte strukturiert, die Bedürfnisse erfüllen können. Wissen ist dabei entscheidend, um von diesen Orten zu wissen und die „passenden“ auszusuchen.

3. Sinneinheit: *War super ruhig, eine Leute hat gemacht *deutet einen Joint an* hab ich gefragt, tut mir leid, darf ich fragen paar Züge dann morgen mach ich auch ein, und geb ich zurück. Ja na wie gehts?! Kommst du, das ist normal, rauchen wir zusammen. Und er ist eine gute Freund bis heute. Mein erster Freund. Und keine Probleme, weiß alles. Wenn ich war hier erste Tag und will aufstehen, er hat gesagt, a, ich weiß wo gibts Essen, wo gibt das, das, das. Ich hab gesagt, ich hab so Hunger. So große Hunger, ich hab garnix. Er hat gesagt, kein Problem. Am Abend ich hatte alles. Essen, Kleidung, Zigaretten auch. Das war gut. (..)*

Nr.	Paraphrase	Äußerungskontext		Wirkungskontext	
		Textrahmen	Lebenswelt	Interaktionseffekte	Systemeffekte
3	Die Nacht war ruhig. Er/sie hat sich schnell mit jemanden angefreundet, der ihm/ihr weitergeholfen hat.	Eine ruhige Nacht ist erwähnenswert. Viele Dinge können besorgt werden, sofern dir geholfen wird. Teilen ist üblich. Es werden Freundschaften innerhalb der Lebenswelt geschlossen.	Lebenswelt, in der man wissen muss, wo bekomme ich was. Das Wissen ist in der Lebenswelt vorhanden und wird geteilt. Lebenswelt in der man auf andere angewiesen ist. Man kann zwischen den Angeboten auswählen, sofern man ausreichend Wissen besitzt. Lebenswelt in der Wissen erworben werden kann und durch andere geteilt wird. Lebenswelt in der Bedürfnisse auf verschiedene Orte aufgeteilt sind.	Zumindest zu Beginn bist du von anderen abhängig. Sowohl von den Einrichtungen (Bedürfnisse) als auch von feldinternen Personen (Wissensvermittlung). Freundschaften können entstehen und Bestand haben. Mithilfe von Wissen können Bedürfnisse an verschiedenen Orten gestillt werden.	Das System besteht aus verschiedenen Orten, an denen verschiedene Bedürfnisse erfüllt werden können (Essen, Kleidung, Zigaretten, Schlafplatz). Personen, die länger Teil der Lebenswelt sind besitzen ein Wissen über die Abläufe und Orte. Dieses Wissen wird mit Personen, die neu in der Lebenswelt sind, geteilt. Außenstehende können in das System über feldinterne Personen aufgenommen werden. Sprache als Gatekeeper? Beziehungen und Freundschaften entstehen innerhalb des Systems. Im System besteht die Bereitschaft zu teilen (Wissen und Dinge).

Die interviewte Person beschreibt die Lebenswelt als solidarisch. Es wird nicht nur Wissen geteilt, sondern durch Teilen können auch andere Bedürfnisse gestillt werden. Gleichzeitig zeigen sich in dieser Darstellung erneut Abhängigkeiten innerhalb der Lebenswelt. Abhängigkeiten spielen eine entscheidende Rolle innerhalb der Lebenswelt. Nichtsdestotrotz können Freundschaften entstehen. Neben dem Wissen scheint die Gruppe eine entscheidende Rolle zu spielen. Zum einen kann die Lebenswelt durch *Gatekeeper* erschlossen werden und zum anderen spielt die Gruppe eine wichtige Rolle bei der Wissensvermittlung und Bedürfnisbefriedigung.

4. Sinneinheit: *Und ich war drei Monat, ungefähr, ja die ganze Winter ich war, und noch mehr. Die meine erste Zeit. Bis Februar. Februar ich hab gefahrt nach ä Deutschland. Überall die weste Seite. Bis Hamburg. Dann ich bin zurück nach Österreich. Und dann später ich war bisschen ä, wie heißt das, Flughafen. Ich hab noch geschlafen ein Monat. Und dann ungefähr in Mai, Juni, ich war wieder in Deutschland und hab gearbeitet. Das war schön, zwei Jahre ich war dort, zweieinhalf. Das war gut.*

Nr.	Paraphrase	Äußerungskontext		Wirkungskontext	
		Textrahmen	Lebenswelt	Interaktionseffekte	Systemeffekte
4	Ich war einige Monate hier und bin dann nach Deutschland gereist, um dort zu arbeiten.	Er/sie beschreibt knapp seine/ihre erste Zeit in Wien, relativiert sprachlich immer wieder. Er/sie nennt ungefähre Zeiträume, in denen das Erzählte geschehen ist.	Eine Lebenswelt, in der man sich temporär aufhält, diese immer wieder verlässt und zurückkehrt. Eine Lebenswelt, in der man nicht Ortgebunden ist und oft den Ort wechselt. (Mobilität?) Ist Arbeit ein Teil der Lebenswelt?	Du kannst temporär Teil der Lebenswelt sein und den Ort verlassen und auch wieder zurückkehren.	System besteht aus Einrichtungen und Gruppen an einem bestimmten Ort (Wien), diese können genutzt werden, es besteht aber keine Verpflichtung ihnen gegenüber(?), der Ort kann verlassen werden und es kann wieder zurückgekehrt werden.

Eine Lebenswelt, die man sowohl verlassen als auch in die man zurückkehren kann. Die Einrichtungen sowie die Gruppe sind ortsgebunden und strukturieren die Lebenswelt, der Ort kann verlassen werden – auch nur temporär. Die interviewte Person verdeutlicht bereits

in der 3. Sinneinheit, dass Freundschaften langfristig bestehen können *eine gute Freund bis heute*, Die Beziehung hat somit trotz temporären Verlassens der Lebenswelt Bestand. Wissen und Beziehungen bleiben erhalten, wodurch ein Zurückkehren in die Lebenswelt vereinfacht wird.

5. Sinneinheit: *Und dann später ich war ein Idiot. Ich hab gespart soviel Geld, und ich war kommen zurück nach Wien. Und es war Wochenende, Samstag, ich fahre nach Hause, nur Wochenende, und dann Montag ich komm wieder. Ich zahle eine Miete, oder ein Zimmer einfach. Ich suche eine Arbeit, ich hab genug Geld. War die Plan nur zwei Tag, ich hab gekommen wieder ä vierzehn Monate später. Ich wegschmeißen mein alles Geld für Drogen.*

Nr.	Paraphrase	Äußerungskontext		Wirkungskontext	
		Textrahmen	Lebenswelt	Interaktionseffekte	Systemeffekte
5	Geplanter Kurzbesuch in [Land] dauert 14 Monate, in denen sie/er ihr/sein gesamtes Geld ausgegeben hat und nach Wien zurückkehrt.	Er/sie beschreibt die Episode als Fehler. Drogenkonsum und finanzielle Schwierigkeiten sind verantwortlich für die Probleme. Ausweg: Rückkehr nach Wien.	Eine Lebenswelt, in die man zurückkehren kann. Finanzielle Nöte führen zur Rückkehr in die Lebenswelt. In der Lebenswelt ergeben sich Möglichkeiten auch für Personen in Nöten. Zuvor erworbene Wissen ermöglicht eine leichte Rückkehr und erneute Orientierung.	Auch nach längerer Zeit, kannst du in die Lebenswelt zurückkehren. Das erworbene Wissen bleibt relevant.	Das System bleibt erhalten, auch wenn Personen es temporär verlassen. Das Wissen bleibt relevant und kann nach Rückkehr erneut angewandt werden.

Es besteht das Bestreben die Lebenswelt zu verlassen. Durch finanzielle Ressourcen kann dies gelingen. Eine Rückkehr in die Lebenswelt ist jederzeit möglich. Die Lebenswelt bietet Möglichkeiten für Personen in finanziellen Nöten. Das Wissen über die Lebenswelt verliert über längere Zeit nicht seine Bedeutung. Eine Rückkehr in die Lebenswelt wird als Versagen wahrgenommen.

Aus der, hier in einem Auszug dargestellten, Systemanalyse konnten bestimmte Annahmen, die auf Basis der Feinstrukturanalyse vorgenommen wurden, näher beleuchtet werden. Die Gruppe spielt eine entscheidende Rolle beim Wissenstransfer. Allerdings ergeben sich aus der Systemanalyse auch Annahmen und Fragen, die in weiteren Analyseschritten weiter untersucht werden müssen. Besonders die Rolle der Gruppe und die Interaktion zwischen

dem Individuum, der Gruppe und den Einrichtungen muss in weiteren Analyseschritten beleuchtet werden. Die vorliegende Systemanalyse legt nahe, dass die Gruppe eine entscheidende Funktion in der Lebenswelt hat, zum einen durch das Vermitteln von Wissen und zum anderen als Solidargemeinschaft.

Die beiden hier kurz angerissenen Interpretationen stellen kein Endergebnis dar, sondern sollen den Forschungsprozess exemplarisch nachvollziehbar machen. Eine genaue Darstellung und Aufarbeitung der Ergebnisse erfolgt im nun anschließenden Kapitel.

4 Ergebnisse

Durch die Analyse des reichhaltigen Interviewmaterials konnte eine Vielzahl von Erkenntnissen gewonnen werden. Dabei wurden durch einander ergänzende Methoden nicht nur Fragen beantwortet, die im direkten Zusammenhang mit dem Forschungsinteresse stehen, sondern ergaben sich aus der Analyse auch immer wieder weitere teils vertiefende, teils nur indirekt fürs Forschungsinteresse relevante Aspekte und Fragen. Zum einen verdeutlicht dieser Umstand, dass die verschränkte Verwendung mehrerer, verschiedenen feinkörniger Methoden die richtige Forschungsentscheidung war, und zum anderen zeigte sich die Komplexität und der Facettenreichtum der untersuchten Lebenswelt.

Das folgende Kapitel widmet sich in erster Linie jenen Interpretationen und Erkenntnissen, die sich auf das zentrale Forschungsinteresse der Privatheit beziehen, und dabei helfen, Fragen, die sich auf dieses Thema beziehen, zu beantworten.

Zentral zeigt sich in der Analyse, dass in Bezug auf obdachlose Personen sowohl Privatheit als auch Öffentlichkeit ein problematisches und sehr fragiles Konzept ist, das stets neu ausgehandelt und konstruiert werden muss. Trotz dieser Fragilität zeigen sich klare Handlungslogiken, durch die Privatheit konstruiert und erhalten werden kann, wodurch die Kontrolle über das Selbst und die eigene dezisionale, informationelle und lokale Privatheit geschützt wird. Die Handlungslogiken können dabei in drei Dimensionen, die die Privatheit beeinflussen, unterteilt werden. Diese Dimensionen stehen jeweils in Verbindung zueinander, stellen aber auch jeweils eine eigene Form und Funktion für die Kontrolle der Privatheit dar. Die Übergänge zwischen den Dimensionen sind dabei fluid und es besteht eine große Abhängigkeit. Die Aufteilung der Dimensionen ergibt sich lediglich aus einer analytischen Perspektive. Tatsächlich vermischen sie sich und bedingen einander gegenseitig, wodurch sie im Alltag der Personen sowohl einzeln als auch in ihrer Kombination eine entscheidende Rolle spielen und auch nur in ihrer Gesamtheit verstanden werden können.

Für ein tiefer gehendes Verständnis der Privatheit obdachloser Personen reicht es dabei nicht, lediglich die drei analytisch herausgearbeiteten Dimensionen zu behandeln, vielmehr muss die Rolle, die *Wissen*, die *Gruppe* und *Einrichtungen* der Obdachlosenhilfe dabei spielen genau beleuchtet werden.

Die folgende Darstellung der Ergebnisse ist dabei aufbauend strukturiert und kann somit auch nur in der Abfolge der sich gegenseitig beeinflussenden Unterpunkte verstanden

werden. Neben einer zusammenfassenden Darstellung der wichtigsten Ergebnisse sollen illustrative Auszüge aus täglichen Abläufen und Routinen dabei helfen die Bedeutung des Themas greifbar zu machen.

4.1 Die Dimension *Ort*

Um die drei zentralen Dimensionen des Privaten – die in der Analyse herausgearbeitet werden konnten – sowohl als einzelne als auch in Verbindung miteinander verstehen zu können, muss zunächst die Rolle, die Orte für die Privatheit obdachloser Personen spielen, dargestellt werden. Diese zentrale Rolle ergibt sich aus dem Umstand, dass gewisse Handlungen, die mit dem Prädikat *privat* beschrieben werden können, ortsgebunden sind. Zwei Aspekte der Dimension *Ort* lassen sich dabei unterscheiden. Funktional bestimmte Orte und Orte als vorübergehend als privat erlebte Räume.

4.1.1 Orte mit bestimmten Funktionen

Das alltägliche Bild von privaten Orten ist jenes der eigenen vier Wände, das eigene Haus, die eigene Wohnung, jener Ort, an dem die Zugangskontrolle durch Tür und Schlüssel garantiert werden kann und somit bestimmte Handlungen ohne Einblick dritter ermöglicht werden. Aus diesem normativen Bild leitet sich die Ortszuschreibung bestimmter Handlungen ab, die privat konnotiert und zumeist auch schambesetzt sind (Elias 1976, 397ff). Der Nacktheit, der Sexualität, der Körperhygiene aber auch dem Schlafen werden bestimmte Räume zugeschrieben, in denen sie ohne Angst vor *Peinlichkeit* (Elias 1976; 403) vollzogen werden können (Elias 1978, 222ff.). Private Handlungen sind nach dieser Vorstellung somit mehr oder weniger eindeutig an einen fixen Ort gebunden, beziehungsweise an mehrere fixe, klar definierte Orte, die eine hohe Proximität zueinander aufweisen. Um bei dem Bild der eigenen vier Wände zu bleiben, verteilen sich die privaten Handlungen auf die verschiedenen Räume innerhalb der Wohnung beziehungsweise des Hauses. Egal ob es sich dabei um das Schlafzimmer oder das Badezimmer handelt, die Zugangskontrolle liegt in den Händen der Nutzer*innen.

In der Analyse zeigt sich, dass die Abwesenheit des eigenen Wohnraums dazu führt, dass sich ortsbezogene private Handlungen auf verschiedene Orte aufteilen, an denen jeweils eine oder mehrere dieser Handlungen vollzogen werden können. Sowohl die verschiedenen Einrichtungen der Obdachlosenhilfe als auch Orte im öffentlichen Raum übernehmen dabei konkrete Aufgaben und ermöglichen es, bestimmte Bedürfnisse zu erfüllen. Diese

Aufteilung bestimmt große Teile des Alltags und führt zur Etablierung einer bestimmten Routine, die sich in der Bewegung zwischen sowie dem Verweilen an verschiedenen Orten niederschlägt. So finden sich in allen Gesprächen Beschreibungen eines Tagesablaufs, der sich an verschiedenen Handlungen, die an verschiedenen Orten zu bestimmten Uhrzeiten – großteils den Öffnungszeiten der Einrichtungen – stattfinden können, orientiert.

Die Orte unterscheiden sich dabei hinsichtlich ihrer Funktionen. Um nur ein paar illustrative Beispiele zu nennen: es gibt klare Orte, an denen zu gewissen Zeiten Essen angeboten wird, wie zum Beispiel Frühstücksausgaben oder der Suppenbus. Ebenso werden Wärmestuben und öffentliche Räume wie Bahnhöfe aufgesucht, um beispielsweise das dortige W-Lan nutzen zu können, oder als Ort, um Freunde zu treffen.

Vor allem Einrichtungen spielen dabei eine zentrale Rolle, da diese zum einen Mahlzeiten anbieten und zum anderen die Infrastruktur für schambesetzte private Handlungen wie Körperhygiene oder intime Handlungen wie Schlafen zur Verfügung stellen. Dabei handelt es sich allerdings nicht um – mit dem eigenen Zimmer oder der eigenen Wohnung vergleichbare – institutionalisierte private Räume, deren Zugang selbst kontrolliert werden kann (Rössler 2001, 257), sondern um vorgegebene und fremdkontrollierte Orte, deren Infrastruktur private Handlungen ermöglicht. Somit ergeben sich bei der Nutzung der Einrichtungen zwei Probleme hinsichtlich der Privatheit. Zum einen besteht eine Abhängigkeit von den Einrichtungen, da diese die Handlungsräume zur Verfügung stellen und verwalten. Mit Ausnahme von *Hildegard Falter* kamen in allen Interviews Konflikte mit Mitarbeiter*innen oder anderen obdachlosen Personen in den Einrichtungen zur Sprache, die mit Hausverbot geahndet wurden. Die Einrichtungen haben somit die Kontrolle über die Räumlichkeiten und über die Möglichkeit deren Nutzung, womit die dezisionale Privatheit innerhalb der Einrichtungen eingeschränkt wird. Zum anderen besteht von Seiten der obdachlosen Personen keine Kontrolle darüber, mit wem die Räumlichkeiten geteilt werden. Sowohl *Balázs Nagy* als auch *Musa Aslan* und *Johanna Wagner* betonten immer wieder, dass sie es vorziehen, nicht in den Einrichtungen zu schlafen, da sie dort das Zimmer mit mehreren anderen Personen teilen müssten. Aber auch die Körperhygiene in den Einrichtungen ist nur mit Kompromissen möglich:

„Ja. (.) Naja eben, du beschränkst dich aufs notwendigste, also (.) quasi (.) auf (.) auf die-auf die Aufrechterhaltung eines Funktionsmoduses, weißt du? So, also auch in der Hygiene. (.) Na, also ich geh da schon duschen, also [Einrichtung] jetzt, aber ich

war- letztes Jahr war ich im (...) im [Einrichtung] kurz nachm- nachm Spital, (...) da bin ich [sechs Wochen] nicht duschen gegangen. (...).“ (JW, 1912-1915)

Die Nutzung von Einrichtungen ist somit nur mit Kompromissen und einem teilweisen Verlust von dezisionaler und informationeller Privatheit möglich. Wie die Analyse zeigt, wird dieser Kontrollverlust *innerhalb* der Einrichtungen zwar in Kauf genommen, welche Einrichtung genutzt wird, ist allerdings eine aktive Entscheidung. Die interviewten Personen zeigen dabei ein großes Wissen über die Vor- und Nachteile der unterschiedlichen Einrichtungen, und legen im Gespräch genau dar, welche Einrichtungen sie nutzen und welche aus welchen Gründen nicht. Auch zeigt sich, dass teils mehrere Einrichtungen für gleiche oder ähnliche Funktionen genutzt und immer wieder gewechselt werden. Die Nutzung der Einrichtungen selbst ist somit zwar ein Verlust von Kontrolle und ein Kompromiss, allerdings kann durch Wissen über die verschiedenen Orte und eine (möglichst) große Auswahl Kontrolle darüber erhalten werden, mit wem und wo der Kompromiss eingegangen wird. So betont *Musa Aslan* beispielsweise, dass er den Winter dem Sommer vorzieht, da das Angebot an Orten, an denen Essen angeboten wird oder es eine Duschmöglichkeit gibt, größer ist. Im Sommer besteht dabei zwar ebenfalls die Möglichkeit, die beiden Bedürfnisse in Einrichtungen zu stillen, allerdings ist die Auswahl der Orte geringer. Dieses Mehr an Auswahlmöglichkeit und damit dieser Gewinn an dezisionaler Privatheit wird den vereinfachten Schlafbedingungen im Sommer – zumindest von *Musa Aslan* – vorgezogen.

Zwar können die strukturellen Gegebenheiten der Orte von den einzelnen Personen nicht verändert werden, doch können durch Wissen über diese Gegebenheiten, über Abläufe und darüber, welche Personen und Gruppen bestimmte Orte nutzen, Entscheidungen getroffen werden, wann und welche Orte genutzt werden, und damit Entscheidungen darüber, in welchem Ausmaß Kontrolle über den Zugriff zum Selbst – und somit dezisionale und informationelle Privatheit – aufgegeben werden muss. Dadurch kann zwar kein *privater* Raum gefunden werden, aber die spezifische Öffentlichkeit bestimmt werden, in der die private Handlung stattfindet. Diese wissensbasierten Abwägungen werden bei jeder Ortswahl berücksichtigt, besonders deutlich wird sie aber in Bezug auf Plätze für Körperhygiene und Schlafplätze.

Die Suche nach geeigneten Orten für die Körperhygiene wird dabei in den Gesprächen sowohl von *Hildegard Falter* als auch *Johanna Wagner* mehrfach thematisiert, hingegen

spielt sie in den anderen Interviews eine untergeordnete Rolle. So beschreibt *Hildegard Falter* die zentrale Rolle, die ein Frauenhaus in ihrem Alltag spielt, zum einen aufgrund der Möglichkeiten, dort Wäsche zu waschen, und zum anderen Körperpflege ohne die unerwünschten Blicke von Männern verrichten zu können:

„[...] i bin immer zu- in die [Einrichtung] gongan, [Frauenhaus], warum? I füh mi duat, sichara ko ma ned sogn, oba es is so, unter den Fraun a ondre- a ondra Umgong, der ned imma grod der edlste is, oba es is natürlich, wonn ma Hygiene uund- sei Hygiene pflegt und dann is es hoit intima, donn hot ma bitte gern an Obstond, ja. Also des is jetza ned bösartig gegn die Männa, ob es is do- wir wissen, unterschiedliche, aus oin Schichtn hast du dort alles vertreten, ala vom ent- Niveau her, und voroim vom Benehmen.“ (HF, 10-15)

Der hier beschriebene Abstand entsteht dabei nicht räumlich, sondern durch das Verhalten anderer Personen, mit denen der Raum geteilt wird. Trotz einer fehlenden räumlichen Trennung geben die verschiedenen Personen sich gegenseitig genug Raum und üben sich in Zurückhaltung, wodurch Privatheit sichergestellt werden kann. Ein Teil dieses Raumgebens ist das *Weg-Sehen*, das von Ritter als entscheidende soziale Kompetenz beschrieben wird, die von anderen vollbracht wird, um die informationelle Privatheit zu schützen (Ritter 2008, 49). Durch das Wissen über die Einrichtungen und die Gruppen, die diese nutzen, kann somit jene Einrichtung gewählt werden, in der der Schutz der informationellen Privatheit am wahrscheinlichsten ist. *Johanna Wagner* betont mehrfach, dass Körperhygiene für obdachlose Frauen ein präserteres Thema ist als für obdachlose Männer – allein schon aufgrund ihrer Menstruation – aber ebenso, dass sie möglichst vermeidet in Einrichtungen zu duschen, weshalb sie für Notfälle *Dusch-Paten* (JW, 1918) und *Wäsche-Paten* (JW, 1919) hat, also Personen, die nicht obdachlos sind, bei denen sie duschen oder Wäsche waschen kann. Im speziellen Fall kann somit nicht nur mittels Wissens, sondern aufgrund von sozialen Beziehungen ein passender Ort – zumindest gelegentlich – gewählt werden, um Kontrolle über die dezisionale und informationelle Privatheit zu bewahren und dem Grundbedürfnis Körperhygiene nachzukommen.

Es werden, wenn möglich, immer mehrere Orte, die jeweils die gleiche Funktion übernehmen, gesucht und ausgewählt. Diese Pluralität von Orten ist dabei besonders entscheidend für die Wahl der Schlafplätze. Die Wichtigkeit der aktiven Entscheidung, wo geschlafen wird, ergibt sich dabei aus der Besonderheit der Tätigkeit des Schlafens. Im

Unterschied zu allen anderen Tätigkeiten ist Schlafen eine derart vulnerable Tätigkeit, dass Kontrolle nicht über Handlungen und Verhalten garantiert werden kann, sondern über die räumlichen Gegebenheiten und andere Mittel hergestellt werden muss. Die Auswahl des geeigneten Schlafplatzes spielt somit eine entscheidende Rolle.

Eine Möglichkeit für Schlafplätze sind dabei die Einrichtungen. Um dort schlafen zu können, muss ein Tauschgeschäft eingegangen werden. Witterungsschutz und Wärme wird gegen Privatheit und Ruhe getauscht, womit selbst bei einer wissensbasierten Auswahl ein großes Maß an Kontrolle und Autonomie aufgegeben werden muss. So betont *Johanna Wagner*, dass sie nur aufgrund der Witterungsbedingungen vorübergehend in einer Einrichtung schläft: „*also tatsächlich warte ich nur drauf, dass es wirklich nur noch zehn Grad wärmer wird.*“ (JW, 98f.). Auch *Musa Aslan* und *Balázs Nagy* sprechen darüber, dass das Schlafen in einer Einrichtung die letzte mögliche Alternative für sie darstellt. *Hildegard Falter* wiederum betont, dass sie noch nie in einer Einrichtung übernachtet hat: „*I woar in soiche Hitten no so drinnen, weil i einekumma bin. I hob mi umdraht!*“ (HF, 791f.). Lediglich das Paar – *Lenka Radičová* und *Milan Baran* – betonen, dass sie es vorziehen in Einrichtungen zu schlafen, selbst wenn sie teilweise nicht zusammen in der gleichen Einrichtung schlafen können. Die Entscheidung der Personen, nicht in einer Einrichtung zu schlafen, erfordert von ihnen somit Schlafplätze im öffentlichen Raum der Stadt zu finden.

4.1.2 Private Orte, private Räume

Schlafen ist zwar, da es ortsgebunden ist, eine hoch vulnerable Tätigkeit, doch gleichzeitig ist es weniger abhängig von einer gegebenen Infrastruktur. Private Handlungen wie Körperhygiene, aber auch das Waschen von Kleidung oder das Vorbereiten von Essen setzen das Vorhandensein einer gewissen Infrastruktur voraus und können somit nur an bestimmten Orten¹⁵ durchgeführt werden, womit eine hohe Abhängigkeit von Einrichtungen oder anderen Personen, die die Infrastruktur zur Verfügung stellen können, besteht. Geschlafen werden kann hingegen – zumindest theoretisch – in verschiedensten Räumen, wodurch die Abhängigkeit reduziert und ein Kontrollgewinn erreicht werden kann. Die Analyse zeigt, dass bei der Wahl des geeigneten Schlafplatzes, beziehungsweise bei der Auswahl mehrerer geeigneter Schlafplätze, ebenso wie bei der Auswahl der geeigneten Einrichtungen,

¹⁵ Ort wird hier als *fest, lokalisierbarer Punkt in einem Raum* (dwds.de/wb/Ort) verstanden.

spezifisches Wissen eingesetzt wird. Die Fragen der Sicherheit und Sichtbarkeit sind dabei entscheidend:

„Ähm, (...) ja, draußen (...) das is tatsächlich, da sind wir auch wieder- eigentlich als- (...) du bist als Obdachloser bist du tatsächlich HOCHleistungssportler. (...) Ahm (...) es ist natürlich- du suchst dir (...) sowieso zuallererst mal (...) Plätze, (...) wo du (...) die erkennbaren Risiken (...) also gerad so zum Schlafen oder so (...) ahm (...) so gut es geht minimiern kannst. Also zummm Beispiel- es s'gibt- grade im- auf der Suche nach (...) beim bei- Schlafplätzen ist es eben so, entweder suchst du dir einen (...) der (...) ahm (...) quasi überhaupt nicht einsehbar is, oder (...) ahm (...) ganz weit weg von, normalen Menschen [...] Ahm eben ums Risiko zu minimiern. (...) Dann ist- (...) oder du suchst dir n'Schlafplatz, der tats- der so (...) öffentlich ist, dass du alleine aufgrund deiner SICHTbarkeit das Risiko minimierst. So wie zum Beispiel die in der Mahü, in diesen (...) Eingängen schlafn.“ (JW, 902-911)

Als Schlafplätze werden somit Orte in Räumen gesucht, in denen das Risiko möglichst minimiert beziehungsweise kontrolliert werden kann, also Räume in denen der *persönliche Raum*, also jener Raum, „[...] der ein Individuum überall umgibt und dessen Betreten seitens eines anderen vom Individuum als Übergriff empfunden wird [...]“¹⁶ (Goffman 1982, 56) möglichst geschützt ist. Das Zitat von *Johanna Wagner* deutet an, dass mögliche Orte für Schlafplätze damit in jenen Räumen gefunden werden können, die weit weg vom Stadtzentrum liegen und wenig frequentiert sind.

Sowohl *Hildegard Falter* als auch *Musa Aslan* konnten in diesen *marginal spaces* (Trenna Valado 2006, 57) längere Zeit einen Schlafplatz etablieren. So lebte *Hildegard Falter* jahrelang in einem, in einem Holzhaufen versteckten, Zelt am Rande des Wienerwalds. Durch die Unsichtbarkeit konnte der Raum somit angeeignet werden und Kontrolle darüber etabliert werden. *Musa Aslan* wiederum verbrachte einige Jahre mit einer Gruppe von anderen Obdachlosen auf der Donauinsel. Sicherheit und Kontrolle wird dabei nicht nur durch die abgelegene Lage und damit zumindest teilweise Unsichtbarkeit erzeugt, sondern durch die Gruppe können Risiken minimiert und die *Umwelt* vergrößert und abgesichert werden (Goffman 1982, 326):

16 Der *persönliche Raum* ist nicht gleichzusetzen mit der *Umwelt* (Goffman 1982, 336). Die *Umwelt* als jener Bereich, in dem Gefahren erkannt werden können, umgibt gewissermaßen den *persönlichen Raum*, als jenen Raum, in dem das Individuum (an-)greifbar ist. Eine Ausweitung der Umwelt kann somit den persönlichen Raum schützen (Goffman 1982, 56ff. & 336ff.)

„Weil wenn- wenn ich- in der Herde unterwegs bis, ahm (...) hast du (...) kannst du quasi die- die- die Konzentration auf Attackn, sag ich mal, von außn (.) ahm- verteilen, auf mehrere Leute. Des heißt du musst nicht so fokussiert sein. Und, wenn du mit vier fünf Leutn unterwegs bist, is relativ sicher, dass wenigstens drei tief schlafen können, weil einer is immer so- (.) in- normalerweise regelt man das innerhalb der Gruppen so, dass es tatsächlich so dieses Nachtwachehalten ahm- (.) es geht da eben auch, nicht nur um (..) Passantn oder ähnliches. Es geht tatsächlich auch in erster Linie um Sicherheitsorgane, also Sicherheitsdienste, Polizei (..) sowas. Wegelagerer halt [lacht]. Piraten überall [lacht].“ (JW, 165-171)

Nachdem die Gruppe – teilweise aufgrund von Todesfällen – zerbrach, musste der Schlafplatz auf der Donauinsel aufgegeben werden, weil die Sicherheit nur durch die Gruppe gewährleistet wurde und die örtlichen Gegebenheiten, allen voran die Witterung, allein nicht bewältigbar waren. Neben Sichtbarkeit spielt somit die soziale Gruppe eine entscheidende Rolle bei der Möglichkeit der Raumaneignung und somit der Möglichkeit, die eigene *Umwelt* zu erweitern.

Die beiden Beispiele verdeutlichen bereits die Raumaneignung, die von obdachlosen Personen vorgenommen wird. Durch die Wahl eines Orts, der es erlaubt Risiken zu minimieren, kann dieser in der *Syntheseleitung* (Löw 2012, 271) als privater *representational space* (Lefebvre 1992, 39) wahrgenommen und genutzt werden. Wie das Zitat von Johanna Wagner allerdings zeigt, ist der Rückzug in *marginal spaces* nicht der einzige Weg, einen Schlafplatz finden zu können. Eine Erklärung, die sich nur auf die Unterscheidung zwischen *marginal* und *prime spaces* und den Rückzug obdachloser Personen in die erstgenannten konzentriert, greift somit zu kurz.

Die Mariahilfer Straße in Wien kann nur als *prime space* verstanden werden, nichtsdestotrotz wird sie von obdachlosen Personen als Schlafplatz genutzt. Dieses Beispiel zeigt, dass nicht nur Unsichtbarkeit, sondern auch Sichtbarkeit, aufgrund von *sozialer Kontrolle*, Risiken minimieren kann. Auch betont es die zentrale Rolle, die *Zeit* für die Nutzung der Räume spielt. Während tagsüber die große Menge an Menschen sowie die Mitarbeiter*innen der Geschäfte, allen voran das Security-Personal, verhindern, dass der Raum als Schlafplatz genutzt werden kann, ist das nachts möglich. Die *Syntheseleitung* der Raumaneignung – und damit auch Privatheit – hat somit nicht nur eine räumliche, sondern auch eine temporäre Komponente.

4.2 Die Dimension Zeit

Ein in einem Holzhaufen verstecktes Zelt, das jahrelang als Schlafplatz genutzt werden kann, kann durchaus als fixer privater Ort verstanden werden. In der Analyse zeigt sich allerdings, dass diese klare und langfristige Lokalisierung in einem *marginal space* eine Seltenheit ist. Sowohl innerhalb der Einrichtungen als auch außerhalb ist die Verwendung eines Orts als Schlafplatz zumeist nur auf bestimmte Zeit möglich. Selbst *Lenka Radičová* und *Milan Baran*, die stets bemüht sind in Einrichtungen zu schlafen, können dies nur für bestimmte Zeit und sind immer wieder gezwungen im Freien zu schlafen. Schlafplätze in Einrichtungen können somit als mittelfristige Schlafplätze gesehen werden. Ebenso wie der von *Musa Aslan* beschriebene Schlafplatz auf der Donauinsel. Weitere mittelfristige Schlafplätze sind leerstehende Häuser, wie jenes, indem *Balázs Nagy* ein gutes Jahr gewohnt hat, bevor die Besitzer*innen ein Security-Team engagiert haben, um die Nutzung des Hauses zu unterbinden.

Die meisten Räume, die als Schlafplätze genutzt werden, können nur temporär als solche dienen und sind keine Fixplätze. Entscheidend ist dabei nicht, ob es sich um *prime* oder *marginal spaces* handelt, sondern *wann* und *wie lange* die Räume die Bedingungen erfüllen, um als Aufenthaltsort genutzt werden zu können. Um Schlafplätze – und andere Aufenthaltsorte – auszuwählen, ist somit ein spezifisches Wissen über die Abläufe und die Nutzung des öffentlichen Raums nötig. Dieses Wissen zeigt sich in den Interviews immer wieder. So beispielsweise bei *Musa Aslan*, der einige Monate im Hauseingang eines Altersheims geschlafen hat und genau weiß, wann die letzten Mitarbeiter*innen das Haus verlassen:

„[...] es is sowieso irgendwie Altersheim oder was ist. Bis acht, neun Abend haben sie Sitzung, des des, was weiß ich haben sie, aber du musst rechnen zehn, halb elf, elf. [...]. In der Früh halb sechs musst du weg. Weil die Leute marschiert [...]“ (MA, 516-519)

Ähnliches Wissen über Abläufe und Regelmäßigkeiten zeigt sich bei *Johanna Wagner* in Bezug auf die Schlafmöglichkeiten im Gebäude des Wiener Westbahnhofs:

„[...] unten da beim- (...) gibts dann noch dieses Massagesessel. Ja. Da kommt aber drauf an, welche Securities da sind und so, ja. Weil da gibts welche, (.) die stört das nicht. So- weil oben bei diesen m- Bänken hast du halt den Nachteil, du darfst eigentlich nicht schlafen, also wenn- wenn du so einpennst oder so, und die Securities

„kriegen das mit, dann wecken sie dich (.) ahm (...) und da unten, kommen sie nicht so oft lang, weißt du?“ (JW, 871-876)

In beiden Beispielen ist der Raum zu gewissen Zeiten so beschaffen, dass eine *Lokalisierung* der Person unterbunden wird, zu anderen Zeiten ist eine Nutzung hingegen möglich. Durch dieses Wissen über die Zeiten und Abläufe können somit öffentliche Räume, die in ihrer Konzipierung – *Representations of space* (Lefebvre 1992, 33) – und ihrer alltäglichen Nutzung nicht als private Räume fungieren, temporär angeeignet und genutzt werden. Dabei kann der Raum selbst nicht verändert oder beeinflusst, aber temporär als privat *erlebt* werden. Die temporäre Nutzung des Raumes ist von anderen Personen abhängig und kann sich ändern. Wie *Johanna Wagner* betont, ist die Nutzung des Westbahnhofs beispielsweise abhängig davon, welche*r Security-Mitarbereiter*in im Dienst ist. Auch kann sich nicht darauf verlassen werden, dass die Regelmäßigkeiten und Abläufe – die bekannt sind – wirklich immer gleich sind, beispielsweise aufgrund der gelegentlichen Anwesenheit von Polizei. Um auf Veränderungen reagieren und ausweichen zu können, müssen somit mehrere Orte bekannt sein, die als Schlafplatz verwendet werden können.

Letztlich kann durch das Wissen über die Routinen und Abläufe der Stadt somit auch in zentralen *prime spaces* temporär Rückzug und Unsichtbarkeit gefunden werden – und damit die informationelle Privatheit geschützt werden – ohne dafür die Nähe zu anderer Infrastruktur aufzugeben zu müssen:

„Ich kenne auch einen hier, [...], Vlado. Er hat hier Verbot, weil er hat mit [Sozialarbeiterin] da- egal. Und er war gewohnt ir-irgendwo bei Kirche, aber da musste er zehn Uhr abends. Schlafsack, Decke und alles, und dann morgens musste er weg so, dass Leute ihn nicht sehen.“ (L&M, 594-597)

Die Privatheit in Bezug auf den Schlafplatz ergibt sich somit nicht allein durch die materielle (An)Ordnung des Raums, sondern durch das relationale Verhältnis zwischen Menschen & sozialen Gütern, konkret durch die Abwesenheit von Menschen beziehungsweise durch die Abwesenheit einer Sanktionsinstanz, die wiederum nur zeitlich bedingt ist, womit das Erleben als privat nur temporär ist, es sich somit um temporäre Privatheit handelt. Die Kontrolle über Privatheit ist dann zu verstehen als Kontrolle über die Zeit. Als Kontrolle darüber zu einem gewissen Zeitpunkt an einem gewissen Ort sein zu können.

Die Bedeutung der Kontrolle über die eigene Zeit zeigt sich dabei auch in der Interaktion mit den verschiedenen Einrichtungen. Da diese durch ihre Öffnungszeiten und Regelungen

bestimmte Zeiten vorgeben, muss sich an eben diese Zeiten angepasst werden, wodurch Kontrolle über die eigene Zeit aufgegeben wird. So kritisiert Johanna Wagner die *merkwürdigen Zeiten* (JW, 29) der Essensausgaben, die im Konflikt mit anderen Aktivitäten des Tages stehen. Diese fix vorgegebenen Zeiten zwingen einen dazu sich entweder anzupassen oder die Dienstleistung nicht in Anspruch nehmen zu können. Am klarsten zeigt sich der Konflikt zwischen den vorgegebenen Zeiten und der eigenen Zeitplanung bei *Balázs Nagy*, der davon erzählt, dass er immer wieder die Schlafplätze in Einrichtungen verliert, da er nicht zur vorgesehenen Uhrzeit – 22:00 Uhr – in den Einrichtungen erscheint. Dabei betont er, dass er es nicht schafft sich an diese *blöde Regel* (BN, 141) zu halten. An einer anderen Stelle des Gesprächs erzählt *Balázs Nagy*, dass er genau weiß, an welchen Orten der Stadt viel Marihuana konsumiert wird, und er nachts oft die Stellen aufsucht, um die Reste einzusammeln. Auch hier zeigt sich das Wissen über die Abläufe der Stadt. Dabei kollidieren die Schließzeiten der Einrichtungen mit einer Nutzung des öffentlichen Raums, die nur zu gewissen Zeiten möglich ist. Ein Anpassen stellt auch hier einen Verlust von dezisionaler Privatheit dar.

Nicht zuletzt zeigt sich auch eine unterschiedliche Zeitwahrnehmung zwischen den Einrichtungen und den obdachlosen Personen. Während sich die Einrichtungen an bestimmte Öffnungs- und Arbeitszeiten halten, nutzen obdachlose Personen die Stadt nach einer eigenen Routine, die sich danach richtet, wann welche Räume wie genutzt werden können. Diese unterschiedliche Zeitwahrnehmung und die sich daraus ergebende unterschiedliche Zeitplanung zeigt sich in der Kritik von *Musa Aslan*:

„*Letztes Jahr im Park. [...] [im Winter], kalt war. (...) einer schläft auf der Bank, neun in der Früh, ein kleines Mädchen will ihn wecken, ich hab gesagt, heast, lass ihn in Ruhe! Wenn du ihm wecken willst oder helfen willst, es war Abend, aber jetzt zu spät in der Früh. Sonne scheint, er wird jetzt nicht erfrieren. (...) Okay, bei solche Aktionen in der Nacht soll stattfinden, wo die wirklich Gefahr da ist. Nit in der Früh neune Uhr, Kinder spielt im Park, Sonne scheint, kalt, aber niemand wird dort frieren. Aber wann machen sie? Am Abend? [...] Aber nein, sie haben keine Zeit, sie müssen in der Früh erst anfangen. (...) Abends sechs Uhr Arbeitsaus. In dieser Zeit wir brauchen niemanden. Wir sind sowieso in de Warme. Wir brauchen jemanden, wenn Westbahnhof- okay Wochenende sperrt nicht zu, aber unter der Woche zwölf Uhr zu, oder halb eins ist zu. U-Bahn ist zu. Da brauchen wir jemanden, da brauchen Obdachlose jemand.“ (MA, 567-585)*

Die Kritik, dass Sozialarbeiter*innen nur zu bestimmten Arbeitszeiten mit Obdachlosen interagieren und nicht zu Zeiten, in denen seiner Meinung nach Hilfe gebraucht würde, verdeutlicht die Spannung zwischen den unterschiedlichen Zeitwahrnehmungen. Die Forderung, dass sich die Einrichtungen und Organisationen zeitlich an seine Einteilung – stellvertretend für die Routine obdachloser Personen – anpassen sollen und nicht umgekehrt, verdeutlicht dabei den Versuch Kontrolle über die eigene Zeit zu bewahren, weil nur durch diese Kontrolle über die eigene Zeit öffentliche Räume der Stadt so genutzt werden können, dass die eigene Autonomie und Privatheit erhalten bleiben kann.

Die Zeit ist somit entscheidend dafür gewisse Räume als privat erleben zu können. Von zentraler Bedeutung ist dies vor allem für Schlafplätze, allerdings zeigt sich auch abgesehen vom Schlafplatz, dass bestimmte Räume der Stadt von obdachlosen Personen eher nachts genutzt werden können, woraus eine unterschiedliche Zeitwahrnehmung und Zeitplanung zwischen den Einrichtungen und obdachlosen Personen entsteht. Gleichzeitig besteht eine Abhängigkeit von den Angeboten der Einrichtungen, die an gewisse Zeiten geknüpft sind, womit ein permanentes Abwägen zwischen Kontrolle über die eigene Zeit und Anpassung zur Bedürfnisbefriedigung entsteht.

Die Öffnungszeiten der Einrichtungen sowie deren Verteilung über die Stadt beeinflussen dabei nicht nur die Kontrolle über die Zeit, sondern auch die Mobilität der obdachlosen Personen. Ebenso erfordert die temporäre Aneignung von bestimmten Räumen, zur richtigen Zeit am richtigen Ort zu sein beziehungsweise diesen zum richtigen Zeitpunkt wieder zu verlassen. Beides kann nur durch Mobilität gelingen.

4.3 Die Dimension *Mobilität*

Die Dimension der Mobilität ist somit gewissermaßen eine Konsequenz aus den beiden anderen Dimensionen: die täglichen Bedürfnisse sind auf verschiedene Orte aufgeteilt, die sich in der Stadt verteilen, und zu verschiedenen Zeiten erfüllen lassen. Dies kann nur erreicht werden, wenn die Person durch Bewegung zum richtigen Zeitpunkt am richtigen Ort ist, sowie sich durch Bewegung zum richtigen Zeitpunkt örtlich erneut verändern kann.

Diese alltägliche Mobilität zeigt sich in allen Gesprächen, selbst bei *Hildegard Falter*, die durch ihr Zelt am Stadtrand einen fixen Schlafplatz etablieren konnte, und zwar nicht täglich, aber regelmäßig das Frauenhaus zum Duschen, Wäsche Waschen oder bei schlechtem Wetter aufsucht und auch andere Einrichtungen regelmäßig besucht. Für alle anderen

Interviewten ist die Bewegung zwischen den verschiedenen Orten der Stadt und Einrichtungen zentraler Teil des Alltags:

„Es ist normal für die meisten Leute hier. Meiste Spazieren oder Sitzen. Manchen sitzen ganzen Tag in der Wärmestube, dann überall spazieren. Ich glaube minimum 30 Kilometer am Tag. Mmm, wegen Gras, wegen Geld, wegen alles. Manchmal nur wegen Essen. Wenn ich brauche nur Essen und ich will nicht in einen Platz machen. Fünf acht Kilometer ich spaziere.“ (BN, 635-639)

Wie in der Dimension *Ort* bereits dargelegt, ergibt sich durch die verschiedenen Orte und Zeiten somit eine Routine, die aus mehreren täglichen Fixpunkten besteht. Zwischen diesen Fixpunkten liegen stets Wege, somit kann die Routine in ihrer Gänze nur durch Mobilität verstanden werden: „Rough sleepers lead mobile lives.“ (Schneider 2020, 9). Diese Mobilität ist dabei in jedem Fall gefordert, egal ob in einer Einrichtung oder außerhalb übernachtet wurde, da die verschiedenen Bedürfnisse nicht an einem Ort gestillt werden können, und bestimmt große Teile des Alltags:

„Uuund ja, essen, dann schaust du, normalerweise, dass du irgendwo duschn gehn kannst. Oder i-i- irgendwie sowas. So tatsächlich diese (..) alltäglichen Hygiene-Sachen, du bist eigentlich mmmm- mehr oder weniger tatsächlich neunzich Prozent des- der Tageszeit damit beschäftigt, dich um (.) ein- ein Mindestmaß an Normalität zu kümmern. Also Essen und Hygiene. Für alles andere (.) das w-ä- hast du eigentlich keine Zeit (.) dass is w-ää- so (.)“ (JW, 65-70)

Die Darstellung von *Johanna Wagner* verdeutlicht die zentrale Rolle, die die, durch die äußereren Strukturen vorgegebene, Routine für ihre Alltagsgestaltung hat. Dabei kann durch Wissen der Zeitaufwand reduziert werden, da so eine Auswahl getroffen werden kann, die möglichst alle Bedürfnisse abdeckt. Diese Auswahl ist dabei wiederum mit einem Kompromiss verbunden, in dem ein Maß an Kontrolle und Autonomie abgegeben und sich an die Gegebenheiten angepasst wird. Während *Johanna Wagner* stets vage bleibt und andeutet, dass sie keine fixen Einrichtungen hat, die sie für bestimmte Funktionen besucht, betont *Balázs Nagy*, dass er sich drei oder vier Stammplätze gesucht hat, die die gewünschten Funktionen erfüllen und auch keine weiteren sucht. Ebenso ist ein tägliches Treffen mit einem Freund um 10 Uhr vor einer Einrichtung Teil seiner Routine. Auch *Lenka Radičová* und *Milan Baran* beschreiben eine klare Routine, die praktisch immer gleich abläuft. Der starke Fokus auf Mobilität zeigt sich dabei auch in der Art, wie die unterschiedlichen

Einrichtungen bezeichnet werden, und zwar praktisch immer nach den Straßen, in denen sie sich befinden. Diese Benennung folgt der Logik des Stadtplans und verdeutlicht, dass die Stadt mobil erschlossen wird.

Wissen über die Abläufe und Einrichtungen hilft nicht nur dabei die tägliche Routine zu optimieren, sondern gleichzeitig ist eben diese Mobilität, die Bewegung durch die Räume der Stadt, eine entscheidende Wissensquelle. In allen Gesprächen zeigt sich, dass die interviewten Personen nicht nur genaue Kenntnisse über die verschiedenen Einrichtungen haben, sondern auch über den öffentlichen Raum der verschiedenen Bezirke und genau wissen, wann und wo sie sich aufhalten beziehungsweise nicht aufhalten können:

„Zum Beispiel neunzehnte Bezirk, (...) mit die Polizei will ich nichts zu tun haben. Na, das sind so Reichenkind. Wegen Bezirk, oder weiß ich nicht. Du wirst in neunzehnte Bezirk keine Obdachlose finden, vielleicht unten Heiligenstadt, Richtung Heiligenstadt. Aber oben, keine einzige Obdachlose findest. Gibts genug Platz zu schlafen, alte Häuser, leere Häuser, des des. Aber Polizei so kontrolliert, die sind wie, Jagdhunde. Jagen sie Obdachlose. Bei uns hier sechste Bezirk, lockerer. (...) Weil so viele Einrichtungen.“ (MA, 683-689)

Durch die Bewegung im öffentlichen Raum kann ein spezifisches Wissen über die Stadt gewonnen werden, auf dessen Basis Orte ausgewählt werden, die ermöglichen bestimmte Bedürfnisse zu erfüllen. Zu diesen Orten zählen sowohl Einrichtungen, in denen Essen oder die Infrastruktur für Körperhygiene angeboten wird, wie auch Räume, die als Schlafplätze genutzt werden können, oder auch beispielsweise Orte an denen Marihuanareste auffindbar sind. Ebenso kann dadurch Wissen bezüglich der Abläufe und Regelmäßigkeiten der Stadt gewonnen werden und damit Entscheidungen getroffen werden, wann bestimmte Orte aufgesucht werden beziehungsweise welche Orte vermieden werden.

Somit verschmelzen hier die Dimensionen: die Aufteilung der Orte des Privaten sowie der Orte, an denen bestimmte Bedürfnisse erfüllt werden können, erfordert Wissen über diese Orte sowie Mobilität, um die Orte zu erreichen. Dabei spielt die Zeit eine entscheidende Rolle, da zum einen bestimmte Räume nur temporär Privatheit ermöglichen und zum anderen bestimmte Bedürfniserfüllungen an nicht beeinflussbare Zeiten gebunden sind. Mobilität hilft dabei zum richtigen Zeitpunkt am richtigen Ort zu sein.

4.4 „Oides Obdachloswissen“ (HF, 1469)

Wie die Ergebnisse verdeutlichen, spielt Wissen in sämtlichen Punkten eine entscheidende Rolle. Das zeigt sich in der Analyse auch und vor allem darin, dass alle Gesprächspartner*innen in den Interviews selbstbewusst die Expert*innenrolle übernommen haben. So wurde von den Interviewten nicht nur ihr Alltag skizziert, sondern die einzelnen Entscheidungen argumentativ untermauert. Auch wurden einzelne Sachverhalte detailliert erklärt. *Hildegard Falter* beschreibt beispielsweise in großer Genauigkeit, wie sie das Zelt aufgebaut und ausgestaltet hat, um es sowohl witterungsbeständig zu machen als auch zu verstecken. Ebenso genau beschreibt *Musa Aslan*, wie man sich mit Hilfe von Schlafsäcken und Isomatten auch bei zweistelligen Minusgraden im Freien aufhalten kann. Durch diese Ausgestaltung wird deutlich, dass die interviewten Personen auf einen spezifischen Wissensvorrat zurückgreifen, von dem sie ausgehen können, dass die interviewende Person nichts oder nur kaum etwas weiß:

„Die Lebenswelt wird mit Hilfe des Wissensvorrats ungefähr so erfaßt [sic], wie man sich in einer Landschaft mit Hilfe von Karten zurechtfindet. Die Zeichenerklärungen, Ortsbezeichnungen usw. sind der jeweils vorherrschenden »objektiven« Geographie entnommen. Die Auswahl der Karten und vor allem auch des jeweiligen Maßstabs ist jedoch subjektiv motiviert.“ (Schütz & Luckmann 2017, 249f.)

In der Erzählung wird somit der *lebensweltliche Wissensvorrat* dargelegt. Die jeweilige Akzentsetzung ist der subjektiven Motivation der Erzählenden geschuldet. Während für *Hildegard Falter* das Zelt das zentrale Element der Lebenswelt darstellt, ist es für *Musa Aslan* das Schlafen im Freien. Nichtsdestotrotz greifen beide auf den gleichen lebensweltlichen Wissensvorrat zurück, ebenso wie alle anderen Interviewten.

„Der lebensweltliche Wissensvorrat ist in vielfacher Weise auf die Situation des erfahrenden Subjekts bezogen. Er baut sich auf aus Sedimentierungen ehemals aktueller, situationsgebundener Erfahrungen. Umgekehrt fügt sich jede aktuelle Erfahrung je nach ihrer im Wissensvorrat angelegten Typik und Relevanz in den Erlebnisablauf und in die Biographie ein. Und schließlich wird jede Situation mit Hilfe des Wissensvorrats definiert und bewältigt.“ (Schütz & Luckmann 2017, 149)

Der Wissensvorrat der einzelnen Personen beruht zu großen Teilen auf Erfahrungswissen (Schütz & Luckmann 2017, 355ff.). Dieses Erfahrungswissen wird sowohl in der Interaktion mit anderen sowie den Einrichtungen als auch in der Bewegung durch die Stadt gesammelt,

und ermöglicht ihnen, entsprechende Entscheidungen treffen zu können, um sowohl ihre Bedürfnisse zu erfüllen als auch ihre Privatheit zu erhalten. Eine wichtige Rolle spielt dabei die Wissensweitergabe innerhalb der Gruppe¹⁷ und dabei vor allem die Weitergabe von Informationen über die verschiedenen Orte und Räume der Stadt.

Der Kontrast zwischen dem Ankommen in Wien von *Balázs Nagy* im Vergleich zu jenem von *Lenka Radičová* und *Milan Baran* illustriert die wichtige Rolle, die die Gruppe bei der Wissensvermittlung und Orientierung spielt:

*„Ich hab gekommen hier nach Zug, ich war hier ungefähr 11 Uhr am Abend. Ohne Sprache, ohne alles, und ich hab getroffen mit einer [gleichsprachige] Leute, er hat gesagt, ja in eine Platz gibt es Schafenplatz, ich war da, hat gesagt 50 Cent pro Nacht. Und ein anderer hat gesagt anderer Platz, [Gasse], und das war meine erste Nacht hier in Österreich. War super ruhig, eine Leute hat gemacht *deutet einen Joint an* hab ich gefragt, tut mir leid, darf ich fragen paar Züge dann morgen mach ich auch ein, und geb ich zurück. Ja na wie gehts?! Kommst du, das ist normal, rauchen wir zusammen. Und er ist eine gute Freund bis heute. Mein erster Freund. Und keine Probleme, weiß alles. Wenn ich war hier erste Tag und will aufstehen, er hat gesagt, a, ich weiß wo gibts Essen, wo gibt das, das, das. Ich hab gesagt, ich hab so Hunger. So große Hunger, ich hab garnix. Er hat gesagt, kein Problem. Am Abend ich hatte alles. Essen, Kleidung, Zigaretten auch. Das war gut. (..)“ (BN, 312-323)*

Sofort nach dem Ankommen – und womöglich durch den glücklichen Zufall eine gleichsprachige Person getroffen zu haben – orientiert sich *Balázs Nagy* an der Gruppe. Diese nimmt ihn – durch den gleichsprachigen Gatekeeper – auf und hilft ihm sich zu orientieren. Wissen wird bereitwillig geteilt. Als Kontrast dazu das Ankommen von *Lenka Radičová* und *Milan Baran*:

„Wir waren zuerst äää- erste Kontakt war [Einrichtung]-Tageszentrum [lacht] Hauptbahnhof. Beim Hauptbahnhof. Dann -nn das war auch September, wir sind (.) paar Tage imm- eben draußen geschlafen. Ja einmal habe wir garnix gewusst, dass es andere (..) [Einrichtung] gibt. Wir waren dann in [weitere Einrichtung], wo man zahlt zwei Euro pro Nacht. Und dann Nord, das ist in (..) weiß nicht welche zent- äää- (.) Nord (..) heißt Nord, das ist [Organisation]. Äää- Schlafpaltz, Notquartier. Da waren

¹⁷ So hat *Balázs Nagy* beispielsweise nur durch die Gruppe Deutsch gelernt

wir neun Tage und dann waren haben wir- waren wir [Einrichtung], (.) das ist in Heiligenstadt. Das war (.) bis April, und dann ab Mai oder Juni waren wir diese [Einrichtung]. Aber draußen.“ (L&M, 239-246)

Anders als *Balázs Nagy* findet der erste Kontakt nicht zur Gruppe, sondern zu einer Einrichtung – genauer einem Tageszentrum, und somit einer Einrichtung, in der keine Schlafmöglichkeit besteht – statt. Die erste Zeit in Wien ist davon geprägt, dass langsam Wissen über die verschiedenen Möglichkeiten und Einrichtungen gesammelt wird und ohne Rückgriff auf den lebensweltlichen Wissensvorrat der Wiener Obdachlosenszene eigenes Erfahrungswissen gesammelt wird. Ohne das Wissen und die Ressourcen der Gruppe ist das Ankommen in der Lebenswelt deutlich schwerer und von verschiedenen Versuchen und einem langsamen Lernprozess gekennzeichnet.

Das Wissen spielt somit eine entscheidende Rolle dabei sich in der Lebenswelt zurecht zu finden. Erst das Wissen über die Strukturen und Orte des Raums eröffnet Entscheidungsspielräume und ermöglicht damit Auswahlmöglichkeiten und Kontrolle. Durch *Rezeptwissen* (Schütz & Luckmann 2017, 156) kann eine Situationsbestimmung vorgenommen werden und kompetent auf Veränderungen reagiert werden. Neben den eigenen Erfahrungen stellt die Gruppe dabei eine entscheidende Wissensquelle dar. Für den Zugang zur Gruppe und damit zu den Informationen ist ein Gatekeeper nötig.

4.5 Die Gruppe

Die zentrale Funktion, die die Gruppe bei der Weitergabe des Wissens sowie bei der Möglichkeit der Raumaneignung hat, wurde bereits dargestellt. Damit ist die Rolle der Gruppe im Alltag obdachloser Personen allerdings noch nicht ausreichend beleuchtet. Die von außen homogen wahrgenommene Lebenswelt ist nach innen stark fragmentiert und in verschiedene Gruppen – oft anhand sprachlicher Grenzen – unterteilt. Konflikte zwischen diesen Gruppen, aber auch Individuen sind dabei keine Seltenheit und entladen sich oft in den Einrichtungen. Die Gruppen übernehmen eine wichtige soziale Funktion, da sie sowohl Freundschaften als auch Gemeinschaft bieten. Sowohl *Johanna Wagner* als auch *Musa Aslan* sprechen davon, dass eine zunehmende Distanz zur gesellschaftlichen Öffentlichkeit entsteht:

„Wenn bist du auf der Straße bist, Tag für Tag entfremdest du von den Menschen oder Zivilisation. Du bist nicht mehr Zivilisation. Du willst nichts zu tun haben, mit niemand.“ (MA, 298-300)

„[...] wenn ich natürlich vom- von- von über- von überall in der Relfexion zurück krieg, ich bin nichts, ja hallo. (...) Ahm und wir sind nun mal so, wir le-ben davo (...) Menschen halt. (...) Und dieses soziale (...) Kälte (...) is fast schlimmer (.) als witterungsbedingte Kälte (...) also nicht fast (!) schlimmer, ist (!) auf jeden Fall schlimmer.“ (JW, 321-325)

Die fehlende gemeinsame Lebensrealität und das fehlende Verständnis führen zu einem Rückzug aus der Öffentlichkeit, an deren Stelle die Gemeinschaft tritt und somit zur zentralen sozialen Einheit und Identifikation wird. Der Rückzug aus der Öffentlichkeit und die Bedeutung der Gemeinschaft wird durch Sennetts Definition der *Gemeinschaft* verdeutlicht. Dieser beschreibt die Gemeinschaft – im Unterschied zur Gruppe – als eine Verbindung von Menschen, die gemeinsame *Gefühlsbeziehungen* und eine kollektive Identifikation verbindet und sich nach außen abgrenzen (Sennett 2004, 392):

„Die Außenwelt ist weniger real, weniger authentisch als das Leben innerhalb der Gemeinschaft. Daraus folgt nun freilich nicht die Infragestellung dieses Außen, sondern seine Verdrängung, eine Abkehr vom Außen hin zur wachsamen Gemeinschaft mit denen, die ‚Verständnis‘ haben.“ (Sennett 2004, 392, H.i.O.)

Die Gemeinschaft vergrößert somit die Distanz nach Außen weiter, während sie nach innen Sicherheit und Zusammenhalt gibt. Diese Darstellung der Gruppe teilen dabei nicht alle. Für *Balázs Nagy* und *Musa Aslan* ist der tägliche Kontakt zu einer gemeinschaftlichen Gruppe zentraler Teil ihres Tages und eine soziale Verbindung, die ihnen Rückhalt und Chancen bietet und es ihnen ermöglicht auch Parks im Zentrum von Wien als Schlafplätze zu nutzen:

„Park schlaf ich. Wenn ich lebe. Überlebe die Winter. Schau ma. [...] Freunde sind dort. Von [Einrichtung] kommt Bekannte. Außerdem wissen die Mu- ä- Musa ist dort. Hab Bekannte dort. Wenn zwei drei sitzt, dann sechs du auf einmal dreißig Obdachlose, es ist so. Weil einer kenn die andere, dann der andere- wird die Gruppe immer größer.“ (MA, 355-359)

Hildegard Falter sowie *Lenka Radičová* und *Milan Baran* waren hingegen nie Teil einer gemeinschaftlichen Gruppe. Vor allem das Paar distanziert sich dabei klar von obdachlosen Personen, sowohl durch scharfe Kritik an anderen obdachlosen Personen als auch durch die

ständig wiederholte Betonung ihres Arbeitswillens. Jede Stigmatisierung, die durch eine Assoziation mit anderen obdachlosen Personen entstehen könnte, soll vermieden werden (Goffman 1975, 63). Das Paar distanziert sich klar von anderen obdachlosen Personen und betont dabei neben dem Arbeitswillen auch die Einstellung zu Hilfe und das äußerliche Erscheinungsbild:

“But it is really different if you wanna aa- be- it’s (...) two different homeless. It’s people who (...) really have to- (...) have normal clothes (...) they can try to find any kind of job for living. Or they only sitting and give me, give me, give me, give me! I have place there to sleep. If I need the alcohol i am going zapzarap. (...) It’s really different. (...) [...] I have healthy hand. I have to work. Because I would like to stay alive, look normal. All the time I have expensive dresses (...) I can find it. (...) I never have dirty stuff, like so many (...) persons.” (L&M, 409-419)

Johanna Wagner hat eine ambivalente Beziehung zu Gruppen, sowohl innerhalb als auch außerhalb der Lebenswelt. Zwar unterhält sie Freundschaften mit nicht obdachlosen Personen, bei denen sie auch gelegentlich duschen oder Gewand waschen kann, doch kritisiert sie sowohl den moralistischen, stigmatisierenden Umgang der *Gesellschaft* mit dem Thema Obdachlosigkeit als auch ihre Freund*innen und zieht sich von ihnen zurück. Gleichzeitig zieht sie sich allerdings auch aus der gemeinschaftlichen Gruppe innerhalb der Lebenswelt zurück. Diesen Rückzug begründet sie sowohl mit der psychischen Belastung anderer Personen, dem jetzigen weitgehenden Verzicht auf Alkohol, als auch mit Erfahrungen sexualisierter Gewalt. Der Rückzug ist dabei nur teilweise und erfährt Widerstand von Seiten der gemeinschaftlichen Gruppe:

„Das ist tt- tatsächlich auch ein sehr interessantes Phänomen, also bei- is nämlich häufig so, dass du ge-ge mm- meisten Schwierichkeiten auch hast, wenn du dich nach oben, also RAUS wieder (...) organisiern willst, aus diesem Leben, hast du den meisten Widerstand in den eigenen Reihn. (...) Lustig- also paradoixerweise, nicht lustigerweise.“ (JW, 52-55)

Diese als paradox erlebte Situation verdeutlicht den gemeinschaftlichen Charakter der Gruppe. Der Zusammenhalt und das klare Innen und Außen ist entscheidend für das Funktionieren der Gemeinschaft: „Wer sich ändert, ‚verrät‘ die Gemeinschaft“ (Sennett 2004, 392, H.i.O.). Die Gruppen in der Lebenswelt sind somit zentral für die Wissensvermittlung, erleichtern das Etablieren eines Schlafplatzes und dienen als

gemeinschaftliche Öffentlichkeit. Gleichzeitig sind sie Quellen des Konflikts und mitunter auch der Gewalt, können stigmatisierend wirken und funktionieren mit einer klaren Innen-Außen-Logik. An keinem Ort zeigt sich diese Ambivalenz klarer als in den Einrichtungen.

4.6 Die Einrichtungen

In jeder der drei zentralen Dimensionen – Ort, Zeit und Mobilität – spielen die Einrichtungen eine Schlüsselrolle. Die Einrichtungen sind jene Orte, an denen private Handlungen vollzogen werden können, jene Orte, an deren Zeitvorgaben sich angepasst werden muss und jene Orte, die durch ihre Verteilung über die Stadt zu Mobilität verpflichten. In jeder dieser drei Dimensionen muss dabei auf die strukturellen Gegebenheiten der Einrichtungen reagiert werden, und sich daran angepasst werden. Diese Anpassung ist stets mit einem Verlust an Kontrolle, Privatheit und Autonomie verbunden. Es scheint somit naheliegend, dass die Orte zwar verwendet werden, dabei aber trotzdem kritisch gesehen und kritisch dargestellt werden.

Die Analyse zeigt, dass die Kritik dabei – neben der Kritik am Kontrollverlust – vor allem auf zwei Aspekte gerichtet ist, die praktisch immer gemeinsam thematisiert werden. Zum einen die fehlende Nähe der Mitarbeiter*innen zur Lebensrealität obdachloser Personen sowie die empfundene Behandlung von oben herab, und zum anderen Kritik an anderen obdachlosen Personen.

Die Kritik an der Behandlung von Seiten der Mitarbeiter*innen spiegelt dabei die Kritik an der Konstruktion von Hilfsbedürftigkeit wider: „*Du wirst entmündigt, du wirst entpersonalisiert, ahm (...) dir werden (...) Fähigkeiten, die vorhanden sind, abgesprochen (...) weil du bist ja ein Sozial-Fall.*“ (JW, 380f.). Das gesellschaftliche Verständnis von Hilfsbedürftigkeit impliziert sowohl Mittellosigkeit als auch Dankbarkeit und ein hierarchisches Ungleichgewicht zwischen der Person, die gibt und jener, die dankbar empfängt (Parsell 2011, 450). In der Kritik an den Einrichtungen wird eben diese Darstellung der Hilfsbedürftigkeit abgelehnt:

„*Aber ich geh zu Waschkammer, kann ich eine frische Socke haben? Nein kannst du nicht haben. Warum nicht? Heute nit Waschtag. (.) Man ich brauch heute! Heute is Montag, soll ich bis Mittwoch warten Waschtag?*“ (MA, 99-101)

Die Ambivalenz der Hilfe wird deutlich, wenn man die unterschiedlichen Selbstinszenierungen, die Parsell in seinem Text *Homeless identities: enacted and ascribed*

(2011) in Bezug auf obdachlose Personen unterscheidet, heranzieht, und damit die Hilfe durch die Einrichtungen betrachtet. Parsell unterscheidet vor allem zwei Obdachlosenidentitäten¹⁸, beziehungsweise Selbstdarstellungen (Goffman 2017, 19ff.). Die Inszenierung als *passive meek homeless person* (Parsell 2011, 449), die durch Unterwürfigkeit und Dankbarkeit gekennzeichnet ist und von obdachlosen Personen in Situationen dargeboten wird, in denen Hilfe in Anspruch genommen wird (ebd.), und die Inszenierung als *assertive empowered customer* (Parsell 2011, 452), die in Situationen dargeboten wird, in denen Obdachlose nicht als Hilfesuchende, sondern als Kund*innen auftreten (ebd.). Die Kritik am Umgang der Mitarbeiter*innen mit obdachlosen Personen kann somit als Ablehnung oder Verweigerung der Inszenierung als *passive meek homeless person* verstanden werden. Eine Inszenierung, die beim Empfang von Hilfe – mindestens implizit – erwartet wird. Die Kritik an dieser Erwartungshaltung – und nicht an der Hilfe an sich – wird dabei zusätzlich verstärkt, indem Positivbeispiele genannt werden, also Mitarbeiter*innen, die diese Inszenierung nicht erwarten.

Die Analyse zeigt dabei auch, dass das Paar – *Lenka Radičová* und *Milan Baran* – die einzigen sind, die diese Kritik nicht äußern. Das erklärt sich dadurch, dass sie sich durchgehend als nicht Teil der Gruppe der Obdachlosen inszenieren, sondern als Arbeitende beziehungsweise Arbeitssuchende, die vorübergehend in den Einrichtungen der Obdachlosenhilfe oder auf der Straße übernachten.

Die Kritik an anderen obdachlosen Personen in Verbindung mit den Einrichtungen ist die Kritik daran, keine Kontrolle zu haben, mit wem der Ort geteilt wird. Während im öffentlichen Raum die gemeinschaftliche Gruppe gewählt oder eine Distanz zu anderen obdachlosen Personen hergestellt werden kann, entsteht in den Einrichtungen eine Proximität, die schlicht in Kauf genommen werden muss:

„Du mit einem Stimmengewirr konfrontiert bis, tatsächlich (.) einfach mit dem Dasein (!) m- anderer Menschen, und du dich nicht abgrenzen kannst. (.) Weils ein- es sind keine Solidargemeinschaften, es sind Zwangsgemeinschaften.“ (JW, 572-574)

18 Parsell betont, dass es mehr als zwei Identitäten gibt und zwischen den beiden je nach Situation gewechselt werden kann (Parsell 2011, 446) weshalb an dieser Stelle der Terminus Selbstdarstellungen oder Inszenierungen besser passend erscheint.

Die Einrichtungen stellen somit gewissermaßen die institutionalisierte Form der Obdachlosigkeit dar, womit alle Personen, die sich in den Einrichtungen aufhalten als obdachlos definiert werden.

4.7 Die Dimension *Mobilität*: mobile Privatheit

Der enge Zusammenhang zwischen der Nutzung der Einrichtungen und der damit verbundenen Definition als hilfsbedürftige obdachlose Person offenbart eine zweite entscheidende Funktion der Mobilität: die Kontrolle über die Selbstdarstellung.

Der Zusammenhang von Selbstdarstellung und Mobilität ist dabei insofern entscheidend, als die Wahrnehmung und Definition einer Person durch andere eng mit den Orten und Räumen zusammenhängen, an denen sich die Person aufhält. Sowohl Goffman als auch Bourdieu beschreiben diese Verbindung zwischen der sozialen Einordnung (Bourdieu 1991, 32f.) beziehungsweise stigmatisierenden Zuschreibung einer sozialen Identität (Goffman 1975, 63) und der räumlichen Umgebung. So spricht Bourdieu davon, dass die Positionierung einer Person im sozialen und physischen Raum eng zusammenhängt:

„Der soziale Raum weist die Tendenz auf, sich mehr oder weniger strikt im physischen Raum in Form einer bestimmten distributionellen Anordnung von Akteuren [sic] und Eigenschaften niederzuschlagen. Daraus folgt, daß [sic] alle Unterscheidungen in bezug [sic] auf den physischen Raum sich wiederfinden im reifizierten sozialen Raum. [...] Jeder Akteur [sic] ist charakterisiert durch den Ort, an dem er mehr oder minder dauerhaft situiert ist.“ (Bourdieu 1991, 26)

Der Aufenthalt in oder unmittelbar bei der Einrichtung sowie die Interaktion mit Personen dieser Einrichtung führt zur sozialen Einordnung und somit zur Definition als *obdachlos* (Bourdieu 1991, 32f.). Diese Definition ist dabei nicht eine Selbstdarstellung, sondern eine Fremdzuschreibung. Parsell (2011) beschreibt eine Fremdzuschreibung als obdachlose Person, die zum einen auf der Wahrnehmung als hilfsbedürftig und zum anderen auf der Wahrnehmung als deviant – aufgrund der öffentlichen Zurschaustellung von privaten Handlungen, aber auch Konflikten oder Alkoholkonsum – beruht (Parsell 2011, 454ff.). Wie Goffman zeigt, wird diese Fremdzuschreibung dabei auch schlagend, wenn die Person sich zwar in unmittelbarer Nähe zur Einrichtung aufhält, aber keiner der beiden beschriebenen Wahrnehmungen auf den ersten Blick entspricht. Die soziale Identität wird dabei von der

Umgebung und der Anwesenheit anderer Personen, die der Definition entsprechen, abgeleitet (Goffman 1975, 63).¹⁹

Um dieser Zuschreibung zu entgehen, muss die Person sich von der Einrichtung entfernen, sprich mobil sein. Die Gegebenheit der Großstadt ermöglicht der Person – sofern sie nicht eindeutig auffällt – den sozialen Raum zu verlassen (Fux 2008, 66) und im öffentlichen Raum zu verschwinden (Simmel 1995, 122f.). Durch diese Mobilität im öffentlichen Raum verlässt die Person die Gemeinschaft und geht in der anonymen Masse unter (Sennett 2004, 376f.). Die Bewegung in der Öffentlichkeit kann dann als *Ort zwischen Räumen* (Rendell 2002, 199) verstanden werden, als fluider Zustand, in dem die Person nicht lokalisierbar ist und für gewisse Zeit nicht definiert werden kann und somit volle Kontrolle über die eigene informationelle Privatheit hat.

Dieses Verschwinden in der Anonymität der Masse kann dabei nur gelingen, wenn die Person äußerlich nicht auffällt (Goffman 1975, 64) und sich glaubhaft als Person der Öffentlichkeit inszenieren kann (Goffman 2017, 229). In der Analyse zeigt sich, dass jede der interviewten Personen konkrete Bestrebungen unternimmt, diese Inszenierung zu erreichen. So spricht *Johanna Wagner* darüber, dass sie kaum Dinge mit haben kann, weil die einzige Möglichkeit wäre, diese mittels Einkaufswagen oder Trolley zu transportieren, wodurch sie diese *freaky Optik* (JW, 210) hätte und sich als obdachlos zu erkennen geben müsste:

„So- vor alle Dingen, wenn sichs dann noch optisch a- ablesen lässt, dass du draußen bist, das ist. Und ja, ich bin ja jemand, mir is das ja (.) extrem wichtig eigentlich, dass mans nicht sieht. (..) Uund, weils einfach auch mit meinem m- Eigenbild zutun hat. (.)“
(JW, 200-203)

Ebenso spricht *Lenka Radičová* davon, dass sie immer darauf achtet, teures sauberes Gewand zu haben, um nicht aufzufallen: „*I have expensive dresses [...] I never have dirty stuff, like so many (.) persons.*“ (L&M, 418-419). Sowohl *Musa Aslan* als auch *Balázs Nagy* halten diese Inszenierung selbst dann noch aufrecht, wenn dadurch gewisse negative Konsequenzen zu erwarten sind:

19 Hier ergeben sich Parallelen zu Wacquants Konzept der *territorialen Stigmatisierung* (Wacquant 2006, 29), also der Stigmatisierung von Bewohner*innen eines Wohnviertels aufgrund des Rufs der Wohnumgebung. Die Stigmatisierung führt laut Wacquant zum Rückzug in den eigenen Privatraum und zum Aussterben des öffentlichen Raums (ebd.). Privatheit bedeutet im vorliegenden Fall allerdings Mobilität.

„[I: Wurdest du schon mal erwischt beim Schwarzfahren?] Ja einmal. Aber obdachlos müssen nicht bezahlen. Aber ich lüge immer, einmal ich sage irgendeine Adresse, von [Einrichtung]. Ich sage ich bin kein Obdachlos, ich bezahle das. Das ist meine Scheiße. [...] A, ich will nicht immer sagen. Ich hab genug von diese Leben. Wenn jemand weiß ich hab Probleme ist auch schwer. Oder obdachlos ist auch schwer.“

(BN, 641-646)

Balázs Nagy weiß zwar, dass die Information über seine Obdachlosigkeit ihn vor der Strafzahlung schützen würde, die Inszenierung und damit die informationelle Privatheit ist ihm aber mehr wert als die Strafe. Ähnliches zeigt sich bei *Musa Aslan*, der auf die Frage, was er tagsüber mit seinem Schlafsack macht, folgendes geantwortet hat:

„Versteck ich. [...] Ja. Man schleppt nicht. I hab noch nie geschleppt. Wenn überhaupt nicht geht, geklaut geworden, oder jemand hat gebraucht. (.) Dann nächter Obdachlose, heast hast du einen Schlafsack übrig? Geht immer was. (MA, 421-424)

„Einmal in de Jahr kriegst du einen Winterschlafsack, aber wer kann vierundzwanzig Stunde, Schlafsack schleppen? Das geht nit. Es ist ganz gleich, wie wenn du nimmst dein Bett auf Straße auf deine Schulter, spazierst du ganz Tag. Es geht nit.“ (MA, 385-388)

Auch hier zeigt sich, dass der Inszenierung mehr Bedeutung zugeschrieben wird als dem möglichen materiellen Verlust. Laut Goffman wird die Möglichkeit Stigmatisierung zu vermeiden praktisch in jeder Situation bevorzugt:

*„Wegen der großen Belohnung, die die Tatsache, als *normal* betrachtet zu werden, mit sich bringt, werden fast alle Personen, die die Möglichkeit haben zu täuschen, dies auch bei irgendeiner Gelegenheit absichtlich tun.“* (Goffman 1975, 96, Hervorhebung LP)

Die Inszenierung in der Öffentlichkeit kann dann gelingen, wenn sowohl durch die Kleidung als auch durch das nicht Mitführen von Gegenständen, die mit obdachlosen Personen assoziiert werden, wie Schlafsäcken, Einkaufswagen oder großen Taschen, eine glaubhafte Darstellung als *nicht-auffällig* geboten werden kann. Somit kann die Person in der Masse verschwinden und wird Teil einer namenlosen Öffentlichkeit, wodurch sie weder lokalisierbar noch sichtbar ist. Dadurch wird sie weder als *passive meek homeless person* noch als grundsätzlich obdachlos wahrgenommen und kann ihre informationelle Privatheit

schützen, ohne Angst vor Stigmatisierung haben zu müssen. Alle interviewten Personen wissen nicht nur von dieser Möglichkeit, sondern versuchen sie aktiv zu erreichen:

„Jo [holt tief Luft] du musst- brauchst nicht ungepflegt sein [...] ma konn(..) im Kaffeehaus sitzn. Es kann jemand sehr wohl dann neben dir sitzen (...) und is obdachlos (..) und leistet sich des, jo, den Kaffee.“ (HF, 1070-1073)

Die optische Komponente ist allerdings nur ein Teil der Inszenierung. Um ein unauffälliger Teil der Öffentlichkeit zu sein, muss die Person nicht nur öffentlich aussehen, sondern auch öffentlich handeln – sowie nicht-öffentlichtes Handeln unterlassen. Die Möglichkeiten, dies ohne Benutzen weiterer Infrastruktur zu tun, ist dabei abhängig vom Wetter, da langes Verweilen in der Öffentlichkeit beispielsweise bei Regen die Inszenierung gefährdet und offenbaren würde, dass *nur eine Fassade* (Goffman 2017, 55) präsentiert wird, womit die Darstellung und die Person als unwahr *entlarvt* wären (ebd.):

„Uuund ahm- (...) das sind so (...) ja, wi- w- meiste Tageszeit geht da dr- dafür drauf, dich halbwegs (.) n-normal (.) beweg- benehmen zu können, oder verhalten zu können. Das geht natürlich- im Sommer is relativ easy, weißt du? So da sand sowieso alle draußn, und spazieren, und, da fällt das gar nicht so auf. (.) Im Winter, oder auch bei schlechten Wetter, ist das natürlich wahnsinnig anstrengend, weil- (.) ahm grad jetzt auch so mit Corona ist es noch anstrengender, weißt du? So früher, bist du irgendwo reingegangen, hast dich n‘ Tach in die Bibliothek gesetzt, oder irgendwie. Wann wirklich (.) oarsch Wetter war. Da hast du nämlich auch ALLES, du hast es warm und trocken, Toilette (.) kannst was essn und was trinkn, wenn das dir vorher besorgt hast. Und (..) es is quasi wie ein Wohnzimmer, sozusagen.“ (JW, 105-114)

Spazieren – sowie Sport, eine öffentliche Tätigkeit, die sowohl *Musa Aslan* als auch *Balázs Nagy* ansprechen – ist als alltägliche unauffällige Tätigkeit wetterabhängig, weshalb wettergeschützte Orte und Tätigkeiten als Alternative bekannt und zugänglich sein müssen. Die öffentliche Bibliothek eignet sich dabei sowohl aufgrund der Infrastruktur als auch aufgrund der Tatsache, dass es sich um einen konsumationsfreien Raum handelt, und ist ein beliebter Aufenthaltsraum für obdachlose Personen, wie auch Adams und Krtalić (2022) betonen. Grund dafür ist nicht zuletzt, dass Ruhe und wenig soziale Interaktion legitime Handlungen in Bibliotheken sind (Adams & Krtalić 2022, 788). Die Formulierung *quasi ein Wohnzimmer* deutet zum einen auf die Positionierung zwischen öffentlich und privat hin – da das Wohnzimmer der öffentlichste Raum einer privat Wohnung ist (Habermas 2013, 109)

und zum andern auf eine *Syntheseleistung* in der der Raum temporär als zumindest heimelig begriffen wird.

Neben der Infrastruktur und den Handlungsräumen spielt somit auch hier Wissen eine entscheidende Rolle. Neben der Inszenierung muss sowohl bekannt sein, welche Handlungen in welchen Räumen als öffentlich oder privat gelten, als auch, welche öffentlichen oder halböffentlichen Räume genutzt werden können, um die Inszenierung auch bei widrigen Witterungsbedingungen aufrecht zu erhalten.

4.8 Öffentlich privat

Die Privatheit obdachloser Personen kann durch das Zusammenspiel der Dimensionen *Ort*, *Zeit* und *Mobilität* erklärt werden. In Abwesenheit eines eigenen Wohnraums verteilen sich die Orte, in denen private Handlungen vollzogen werden können über die ganze Stadt. Dabei handelt es sich sowohl um Einrichtungen als auch um Orte im öffentlichen Raum der Stadt. Beide Arten von Orten sind nur zu gewissen Zeiten nutzbar, wodurch die Kontrolle über die eigene Zeit entscheidend für den Erhalt der eigenen dezisionalen, informationellen und lokalen Privatheit ist. Um zur richtigen Zeit am richtigen Ort zu sein, ist Mobilität nötig. Ebenso wie Wissen, denn nur so sind die Abläufe und Regelmäßigkeiten – sowohl in den Einrichtungen als im öffentlichen Raum – bekannt.

Die zwei wichtigsten Wissensquellen sind die eigenen Erfahrungen und die Gruppe. Das Wissen ist dabei nicht nur Grundlage der Mobilität, sondern ebenso kann durch Mobilität und das Erschließen der Stadt der Wissensvorrat ausgebaut werden. Die Gruppe ist zwar eine wichtige Wissensquelle und ein wichtiges soziales Netzwerk, gleichzeitig ist sie aber konfliktanfällig und kann stigmatisierend wirken. Sowohl der Konflikt als auch die Stigmatisierung akkumulieren in den Einrichtungen. Diese sind zwar eine wichtige Ressource, um private Handlungen durchführen zu können, verlangen dafür aber die Aufgabe von Kontrolle und das Anpassen an gegebene Strukturen.

Anders als die kleine gemeinschaftliche Gruppe sind die Einrichtungen ein Ort, an dem die heterogenen Teile der Lebenswelt aufeinandertreffen. Dem so entstandenen Konfliktpotenzial sowie der mit der Nutzung der Einrichtungen verbundenen Definition als *obdachlos* kann durch Mobilität im öffentlichen Raum entgangen werden. Dadurch kann eine Inszenierung als unauffälliger Teil der Öffentlichkeit vorgenommen werden, und allen voran die informationelle aber auch die dezisionale Privatheit geschützt werden.

5 Conclusio

Das zentrale Forschungsinteresse der vorliegenden Arbeit ist die Konstruktion sowie der Erhalt von Privatheit obdachloser Personen. Durch die Darstellung der Ergebnisse wurde deutlich, wie obdachlose Personen durch ihr Handeln ihre dezisionale, informationelle und lokale²⁰ Privatheit aushandeln und wahren können, und somit die Forschungsfrage beantwortet, weshalb der Projektzyklus zu einem Ende gebracht werden konnte. Im Folgenden sollen nun abschließend sowohl die Ergebnisse als auch der Forschungsprozess reflektiert, ein kurzer Ausblick auf mögliche weitere Untersuchungen skizziert, sowie mit einigen weiteren lose zusammenhängenden Bemerkungen geschlossen werden.

5.1 Reflexion der Ergebnisse

Ein Rückbezug der Erkenntnisse auf das Privatheitskonzept von Beate Rössler zeigt, dass die Nutzung der Einrichtungen stets ein Kontrollverlust und immer eine Anpassung ist, womit immer dezisionale und informationelle Privatheit aufgegeben werden muss. Der Verlust informationeller Privatheit entspricht dabei dem Tauschprozess, den auch Rössler beschreibt: Informationen werden wissentlich preisgegeben, um die Dienstleistung in Anspruch nehmen zu können (Rössler 2001, 204). Während in den Einrichtungen informationelle Privatheit aufgegeben werden muss, kann sie durch Bewegung im öffentlichen Raum bewahrt werden. Diese scheinbar paradoxe Gegebenheit ergibt sich durch die Besonderheit der städtischen Öffentlichkeit. Personen, die nicht *auffällig* – also Teil der öffentlichen Masse – sind, werden nicht wahrgenommen (Simmel 1995, 122).

Dezisionale Privatheit besteht vor allem durch die Möglichkeit, die Einrichtungen – und andere Orte, an denen man sich aufhält – auszusuchen, womit auch die informationelle Privatheit geschützt werden kann, da so bestimmt wird, in welchem Kontext Informationen preisgegeben werden. Bei der starken Fokussierung auf die Handlungsmacht, die obdachlose Personen bei der Auswahl haben, darf aber nicht vergessen werden, dass dafür eine Vielzahl von Auswahlmöglichkeiten nötig ist. Sind nur wenige Einrichtungen zu bestimmten Zeiten offen, so wird die Wahlmöglichkeit – ohne, dass obdachlose Personen dies beeinflussen können – deutlich verringert. Die Wahl ist dann lediglich, Einrichtungen nutzen oder nicht nutzen, beziehungsweise Angebote der Einrichtung nutzen oder nicht. Dies illustriert

20 Hier selbstverständlich in der ausführlich diskutierten Abwandlung zu verstehen.

beispielsweise *Johanna Wagners* Entscheidung sechs Wochen nicht in der Einrichtung zu duschen. Die Handlungsmacht und damit dezisionale Privatheit ist somit zwar gegeben, oft ist es allerdings lediglich die Wahl des Abhängigkeitsverhältnisses. Außerhalb der Einrichtungen ist die Wahlmöglichkeit durch die Abläufe und Gegebenheiten des öffentlichen Raums beschränkt, aber auch hier kann sie durch Wissen über diese Abläufe erhalten bleiben.

Lokale Privatheit – so wie sie Rössler skizziert (Rössler 2001, 255ff.) – ist nicht gegeben. Weder in den Einrichtungen noch außerhalb kann langfristig und uneingeschränkt Kontrolle über einen bestimmten Raum hergestellt werden. Das Zelt von *Hildegard Falter* stellt eine klare Aneignung des Raums dar und ermöglicht ihr bestimmte Verfügungsgewalt sowie Rückzug und eine gewisse Autonomie, aber selbst hier ist die Kontrolle fragil. Durch die Abgelegenheit und das Versteck kann das Risiko des Kontrollverlusts reduziert werden, aber es besteht keine uneingeschränkte Kontrolle über den Raum. In den Einrichtungen ist lokale Privatheit nie möglich, selbst wenn das Zimmer nicht geteilt werden muss, kann weder ohne weiteres der Raum verändert noch der Zugang kontrolliert werden.

Lokale Privatheit als Kontrolle über die eigene *Lokalisierung* ist zeitlich bedingt im öffentlichen Raum möglich. Durch das Wissen über die Abläufe der Stadt können Räume temporär genutzt werden und als privat empfunden werden. Während tagsüber beispielsweise in der Mariahilfer Straße oder am Wiener Westbahnhof eine Lokalisierung durch Sicherheitspersonal verhindert wird, kann diese nachts zeitweise erfolgen. Das gleiche gilt für Parks und andere öffentliche Plätze. Kontrolle über die eigene Lokalisierung besteht dabei auch, wenn die Person durch Mobilität an einem *Ort zwischen Räumen* (Rendell 2002, 199) verweilt und insofern Kontrolle besitzt, als sie *nicht* lokalisierbar ist.

Die Dreiteilung von Privatheit, die Rössler vornimmt – in Kombination mit der Erweiterung mittels relationaler Raumtheorie von Löw und Lefebvre – bietet somit ein solides theoretisches Fundament, um die Privatheit obdachloser Personen zu beschreiben. Eine Beschreibung, die in letzter Zeit vermehrt versucht wird. Fast die Hälfte der Studien, die für die vorliegende Arbeit herangezogen wurden, um den Stand der Forschung zum Thema darzustellen, ist in den letzten drei Jahren entstanden, ein Fünftel der Studien erst nach Beginn der vorliegenden Forschungsarbeit. Somit handelt es sich um einen sich aktuell ständig weiterentwickelnden Wissensstand, zu dem die vorliegende Arbeit nun ebenso

beiträgt. Dies unterstreicht sowohl die Relevanz des Themas als auch das immer noch geringe Verständnis.

Die vermehrte Aufmerksamkeit für das Thema hängt eng mit der – bereits ausführlich beschriebenen – Fokusverschiebung bei der Beforschung des Themas Obdachlosigkeit, beziehungsweise *Homelessness*, zusammen. Der Ansatz des *Home-makings* rückt die Gestaltungsmacht obdachloser Personen ins Zentrum des Interesses. Während frühere Ansätze Obdachlosigkeit stets in Zusammenhang mit strukturellen und persönlichen Defizienten untersucht haben, ermöglicht es die handlungstheoretische Perspektive des *Home-makings* die alltägliche Lebensrealität obdachloser Personen zu verstehen. Privatheit selbst ist dabei einer unter verschiedenen Aspekten des *Home-makings*, trotzdem ergeben sich mehrere Anknüpfungspunkte zu aktuellen Studien.

Sowohl Schneider (2020) als auch Kerr (2016) betonen die zentrale Rolle, die Mobilität im Alltag obdachloser Personen spielt. Der entscheidende Grund für die Mobilität ist für Schneider dabei die Aufteilung der privaten Handlungen auf verschiedene Orte (Schneider 2020, 11), eine Beobachtung, die sich mit jenen der vorliegenden Arbeit deckt. Aus der Mobilität ergibt sich laut Schneider eine Routine, die mit einer häuslichen Ablauflogik vergleichbar ist (Schneider 2020, 12f.). Wie die Ergebnisse der vorliegenden Arbeit zeigen, spielt für die Mobilität nicht nur die räumliche Aufteilung eine wichtige Rolle, sondern auch die zeitliche Nutzbarkeit bestimmter Räume. Dabei ergibt sich eine Anknüpfung an die Studie von Hao et al. (2022), in der beschrieben wird, wie die laxere Überwachung bestimmter Räume diese nachts für obdachlose Personen nutzbar machen. Diese Beobachtung deutet eine temporäre Aneignung an, wie sie auch in der vorliegenden Arbeit herausgearbeitet werden konnte.

Kerr (2016) spricht im Zusammenhang der Mobilität davon, dass obdachlose Personen durch ihre permanente Mobilität ein *Gefühl* für die Abläufe der Stadt entwickeln und sich dadurch, dass sie sich immer durch die Stadt bewegen, mit ihr verbunden fühlen (Kerr 2016, 410). Der Terminus des *Gefühls* impliziert eine abstrakte subjektive Verbundenheit mit der Stadt, tatsächlich aber entwickeln obdachlose Personen durch ihre Bewegung durch die Stadt eine sehr konkrete manifeste Kompetenz, mittels derer eine zeitliche und räumliche Orientierung in der Stadt vorgenommen und diese genutzt werden kann.

Die vorliegende Arbeit erweitert den Wissensstand zur Konstruktion der Privatheit obdachloser Personen in erster Linie hinsichtlich dreier Aspekte. Erstens konnte gezeigt

werden, dass Mobilität auch insofern eine entscheidende Rolle für die Privatheit spielt, als dadurch die informationelle Privatheit geschützt wird. Die Besonderheit der großstädtischen Öffentlichkeit kann genutzt werden, um sich in einem *Ort zwischen Räumen* (Rendell 2002, 199) aufzuhalten und damit die Kontrolle über die eigenen Lokalisierbarkeit und informationelle Privatheit zu wahren. Zweitens zeigt sich, dass Privatheit in bestimmten Räumen temporär erlebt werden kann. Drittens verdeutlichen die Ergebnisse, dass Wissen eine entscheidende Grundvoraussetzung für die Konstruktion von Privatheit darstellt. Dieses Wissen wird sowohl über die Zeit – und die Bewegung durch die Stadt – gewonnen, als auch innerhalb der Gruppe geteilt. Neben der von Schneider (2020, 9) und McCarthy (2020, 154) beschrieben Rolle der sozialen Gruppe für die Erzeugung eines *Gefüls von Belonging* und *Home*, ist die Gruppe somit auch eine der wichtigsten Wissensquellen und trägt auch so zur Konstruktion der Privatheit bei.

5.2 Reflexion des Forschungsprozesses

Die Verschränkung der drei Auswertungsmethoden Feinstrukturanalyse, Systemanalyse und Themenanalyse hat sich als äußerst gewinnbringend herausgestellt. Durch diese Adaption – die eine Reaktion auf die Besonderheiten des Felds darstellt – konnte der Mehrdimensionalität des Phänomens Privatheit Rechnung getragen werden. Während die Feinstrukturanalyse es erlaubte explorativ und offen die von der Person vorgenommene Sinndeutung – und damit die Konstruktion der Privatheit im engeren Sinne – analytisch zugänglich zu machen, zeigte sich bereits früh, dass diese Konstruktion und die Rolle, die Privatheit im Alltag der Personen spielt, nur durch die Prozessdynamik und den *lebensweltlichen Kontext* (Froschauer & Lueger 2020, 146) verstanden werden kann. Eben diese analytische Perspektive leistet die Systemanalyse. Die Bedeutung des Wissens sowie die Art des Wissenserwerbs aber auch die strukturelle Beschaffenheit der Lebenswelt konnte so analytisch zugänglich gemacht werden. Die Themenanalyse diente insofern als Ergänzung, als so das gesamte Material bearbeitet und mittels *empirischer* gefolgt von *theoretischer Codierung* (Froschauer & Lueger 2020, 199) strukturiert und aufbereitet werden konnte. Zusätzlich zu dieser Aufbereitung für die anderen Interpretationsmethoden ermöglichte die Themenanalyse sowohl die Rekonstruktion der *Argumentationsstruktur* als auch eine *komparative Analyse* der verschiedenen Positionierungen, die von den Interviewten vorgenommen wurden (Froschauer & Lueger 2020, 185). Dadurch konnten die Ergebnisse der Systemanalyse weiter gestärkt werden.

Limitationen der Untersuchung ergeben sich durch die multilinguistische Beschaffenheit der Lebenswelt. Dadurch ergeben sich zwei Probleme. Zum einen stellen die Sprachkenntnisse des Interviewers automatisch eine Vorselektion dar. Es können lediglich Personen interviewt werden, die eine der Sprachen sprechen, die auch der Interviewer beherrscht, womit große Teile der internationalen und multilinguistischen Lebenswelt grundsätzlich nicht als Interviewpartner*innen infrage kommen und damit nicht beachtet werden – zumindest nicht bei der gewählten Erhebungsmethode. Eine Lösung für das Problem könnte nur durch andere Erhebungsmethoden sowie ein größeres, diverses Forschungsteam gelingen.²¹

An dieser Stelle sei erwähnt, dass die Methode der *Go-Alongs* ebenfalls das gleiche sprachliche Problem aufweist. Dass diese Erhebungsmethode nicht weiter zur Verwendung kam, ist aber nicht auf die Sprache zurückzuführen, sondern darauf, dass in der ersten Reflexion die Methode als nicht geeignet betrachtet wurde, da das durchgeführte *Go-Along* nicht wie erwartet zu bestimmten Orten führte, sondern einem kommunikativen Spaziergang durch die Stadt ähnelte. Zum damaligen Stand der Forschung wurde daraus abgeleitet, dass die Methode nicht zielführend sei, da sie eine zu räumlich gedachte Vorannahme zur Privatheit von Seiten des Forschers widerspiegelte. Erst zu einem späteren Zeitpunkt zeigte sich, dass sich das *Go-Along* deshalb zu einem Spaziergang entwickelte, weil Mobilität ein zentrales Element der Privatheit darstellt. Aufgrund der fortgeschrittenen Forschungstätigkeit und der *theoretical saturation* wurden keine weiteren *Go-Alongs* durchgeführt. Für weiterführende Forschung zum Thema der Privatheit obdachloser Personen sollte diese Methode jedenfalls wieder in Betracht gezogen werden.

Das zweite sprachliche Problem ergibt sich in der Auswertung. Die Feinstrukturanalyse kann nicht für fremdsprachiges Material eingesetzt werden, weshalb nur bestimmte Interviews dafür herangezogen werden konnten. Durch die Verschränkung der Methoden konnte für dieses Problem eine Lösung gefunden werden. Nichtsdestotrotz stellt diese doppelte Selektion eine klare Limitation dar.

Eine zweite Limitation ergibt sich aus dem Feldzugang. Die Wahl des Feldzugangs über einen Gatekeeper beziehungsweise über eine Einrichtung wurde bereits ausführlich diskutiert und ergibt sich aus forschungspragmatischen und forschungsethischen Gründen. Trotzdem kann die Limitation, die durch diese Wahl entstanden ist, nicht unerwähnt bleiben.

21 Im Kontext einer Masterarbeit kann das Problem somit als unlösbar verstanden werden.

Auch hierdurch besteht die Gefahr einer Selektion und einer eingeschränkten Erfassung des Felds.

Die forschungsethischen Überlegungen ergeben sich daraus, dass sowohl das Thema Privatheit als auch die Erhebungsmethode des narrativen Interviews tiefen und intime Einblicke in die Lebensrealität und das individuelle Selbst der interviewten Person eröffnen. Grund für die forschungsethischen Bedenken ist die reflexive Eigenschaft der Sprache (Berger & Luckmann 2018, 40). Im Gespräch dargestellte Erfahrungen des eigenen Lebens können so zu einem Reflexionsprozess führen, der psychisch belastend empfunden werden kann. Aus Sicht des Forschers konnte dieses Risiko nur in Kauf genommen werden, wenn sichergestellt war, dass die Person zumindest eine Vertrauensperson – die Gatekeeperin – hat. Unterschätzt wurde dabei, dass die Reflexivität der Sprache in beide Richtungen wirkt. So stellten die Interviews für mich als Interviewer eine psychische Belastung dar, die nur durch längeren Abstand zum Material und intensive Gespräche mit Vertrauenspersonen²² bewältigt werden konnte. Für weiterführende Forschung zum Thema sollte die Möglichkeit der Supervision berücksichtigt werden.

5.3 Ausblick

Die Forschungsarbeit schließt an vergangene Studien an und kann diese durch die Fokussierung auf Privatheit ergänzen. Dabei konnte die Rolle, die Wissen, Mobilität und Zeit für die Privatheit obdachloser Personen spielt, in der vorliegenden Arbeit – nicht zuletzt aufgrund der Methodenkombination – als zentrale Erkenntnis herausgearbeitet werden. Die Reflexion des Forschungsprozesses und der Ergebnisse zeigt, dass die Kombination der Methoden eine richtige Entscheidung war. Trotzdem müssen die Limitationen – konkret die Sprache und der Feldzugang – bei der weiterführenden Interpretation der Ergebnisse berücksichtigt werden.

Wie Froschauer und Lueger betonen, ist jeder *Projektzyklus* eingebettet in einen größeren *Wissenschaftszyklus*, bestehend aus verschiedenen Forschungsarbeiten (Froschauer & Lueger 2009, 72). Somit besteht die Hoffnung, dass die vorliegende Arbeit erneut als Anschlusspunkt für zukünftige Forschungsprojekte dienen kann.

22 Die Gespräche selbst stellten dabei ebenfalls eine Herausforderung dar, da immer zwischen dem Schutz der Anonymität der Person und der eigenen Bewältigung abgewogen werden musste. Im Zweifel war stets die Anonymität der Person höher einzuschätzen.

Als Ausgangspunkt für mögliche weitere Untersuchungen können dabei die drei herausgearbeiteten Dimensionen der Privatheit dienen. Zwar sind diese miteinander verbunden, doch könnte eine Fokussierung auf jeweils einen der Aspekte die Erkenntnisse robuster machen. Ebenfalls könnten die Ergebnisse durch den Einbezug der Reflexion des Forschungsprozesses bei weiteren Untersuchungen verdichtet werden. Quantität ist zwar nicht mit Qualität zu verwechseln aber ein größeres diverses und multilinguale Team sowie ein offenerer Feldeinstieg sollte in weiteren Untersuchungen angestrebt werden.

Die Rolle, die die Gruppe sowohl für die Privatheit als auch für die Öffentlichkeit spielt sowie deren Ambivalenz wurde als einer unter mehreren Aspekten thematisiert, verdient aber eine genauere Untersuchung. Die (gemeinschaftlichen) Gruppen kristallisierten sich als wichtige soziale Gebilde heraus, konnten dabei aber aufgrund des Forschungsinteresses nur am Rande behandelt werden. Ein Verständnis der Dynamik dieser Gruppen, sowohl nach innen als auch nach außen, und der Interaktion der Gruppen mit dem Individuum und der Lebenswelt kann zu einem besseren Verständnis der Lebensrealität obdachloser Personen beitragen und bietet sich somit als Untersuchungsgegenstand an. Dabei stellt sich auch die Frage nach der Dynamik innerhalb der Einrichtungen. Zwar wurde sowohl die wissensbasierte Auswahl dieser als auch der erlebte Kontrollverlust und die gefühlte Definition als *obdachlos* thematisiert. Nichtsdestotrotz müssen die Einrichtungen benutzt werden, weshalb ein genauerer Blick auf diese Nutzung sowie auf die Konstruktion der Hilfsbedürftigkeit in einem eigenen Forschungsprojekt behandelt werden sollte.

Zu guter Letzt können auch die hier beschriebenen Dimensionen der Privatheit aus dem lebensweltlichen Kontext der Obdachlosigkeit herausgelöst und in anderen Forschungsfeldern behandelt werden. Die räumliche Aufteilung privater Handlungen scheint ein Spezifikum von Personen ohne eigenen Wohnraum zu sein, hingegen kann die *temporäre* sowie die *mobile* Privatheit sehr wohl in verschiedenen Kontexten eine Rolle spielen. So zum Beispiel in Situationen, in denen Personen hoher Überwachung ausgesetzt sind. Dies kann an dieser Stelle nur eine Vermutung sein, könnte aber ein weiteres Forschungsinteresse darstellen.

5.4 Abschließende Bemerkungen

Durch die handlungstheoretische Perspektive wird die aktive Rolle, die obdachlose Menschen in ihrer Alltagsgestaltung haben, sichtbar gemacht. Sie zeigt, wie die Personen bedachte und abgewogene Entscheidungen treffen, und verdeutlicht die Handlungsmacht,

die sie trotz der vorgegebenen Strukturen und ihrer Lebenssituation haben. Die Ergebnisse der vorliegenden Untersuchung unterstreichen diesen aktiven und kompetenten Umgang, sie sollen dabei aber weder als Romantisierung noch als Verharmlosung der Lebensbedingungen verstanden werden. Trotz Handlungsmacht und Kompetenz ist der Alltag obdachloser Personen von Deprivation, Abhängigkeiten und Marginalisierung geprägt. Daraus ergibt sich ein alltäglicher Kampf die Situation zu meistern. Nicht zufällig spricht sowohl *Hildegard Falter* als auch *Johanna Wagner* davon, dass obdachlose Personen *Hochleistungssportler*innen* sind, und das weder freiwillig noch mit dem Ansehen von Spitzenathlet*innen. Sie sind *Hochleistungssportler*innen*, weil sie ihre Lebensrealität täglich ans körperliche Limit zwingt.

Das Forschungsinteresse einer Person ist gleichzeitig der alltägliche Kampf der anderen. In keiner Situation im Forschungsprozess wurde dies so klar, wie im Interview mit *Musa Aslan*, der nach einer längeren Redepause – nach bereits über eineinhalb Stunden Interview – die Frage stellt, was er denn noch erzählen solle:

„[...] Ich weiß nicht, was soll ich Ihnen erzählen, Sie müssen mich fragen! [lacht]

I: Ist eh schon, sehr spannend.

A: Spannend is nit! Elend is. [I: hm?] Obdachlos sein is spannend nit. Elend!

I: Naja ich kenne das alles nicht, also es zu hören ist spannend, is gut, ist wichtig.

A: Mhm. Ich wünsche niemanden obdachlos zu werden. Ned amal schlimmste Feind.

Gott sei Dank wir haben noch bisschen Zusammenhalt. Unter uns. Sonst überlebt man nit. (..)“ (MA, 645-650)

An dieser Stelle drängt sich unweigerlich erneut die Feststellung auf: „*der Forscher [sic] kann dem Feld nichts bieten*“ (Wolf 2013, 348, H.i.O.). Die vorliegende Arbeit leistet einen Beitrag zur wissenschaftlichen Auseinandersetzung mit dem Thema und damit womöglich einen Beitrag zu einem besseren Verständnis der Lebensrealität obdachloser Personen. Dabei zeigt die Untersuchung zum einen, dass obdachlose Personen aktiv versuchen Kontrolle über ihre Entscheidungen und ihre Wahrnehmung – sprich über ihre dezisionale und informationelle Privatheit – zu behalten und zum anderen, dass eben diese Kontrolle in der derzeitigen Ausprägung der Obdachlosenhilfe kaum möglich ist. Aus dieser Tatsche könnte die Ableitung erfolgen, dass die Art der Hilfestellung von Seiten der Einrichtungen überdacht werden sollte. Auch könnte sich aus der Beobachtung, wie aktiv versucht wird Privatheit zu erhalten, selbst wenn dies negative Konsequenzen hat, ableiten lassen, dass ein

eigener privater Raum – ein Raum dessen Zugang kontrolliert und der gestaltet werden kann – zu einer deutlichen Verbesserung der Lebenssituation führen kann. Beide Punkte sind an dieser Stelle lediglich Spekulation, und Wolfs Feststellung kann hier nicht restlos widerlegt werden. Allerdings besteht die Hoffnung, dass die Arbeit sowohl neue wissenschaftliche Erkenntnisse liefert als auch dabei hilft die Lebensrealität obdachloser Personen und ihre täglichen Herausforderungen sichtbar zu machen:

„What the homeless people [...] need more of is *both* publicity – through which their needs can be recognized as legitimate – and privacy – through which they can protect themselves from absorption of delegitimizing by the public.“ (Killian 1998, 127, H.i.O.)

6 Literaturverzeichnis

- Adams, Caitlin; Krtalić, Maja (2022): I feel at home: Perspectives of homeless library customers on public library services and social inclusion. In: *Journal of Librarianship and Information Science* 54 (4), S. 779–790. DOI: 10.1177/09610006211053045.
- Arendt, Hannah (2021): *Elemente und Ursprünge totaler Herrschaft. Antisemitismus, Imperialismus, totale Herrschaft*. Ungekürzte Taschenbuchausgabe, 23. Auflage. München: Piper (Piper, 1032).
- Berger, Peter L.; Luckmann, Thomas (2018): *Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit. Eine Theorie der Wissenssoziologie*. 27. Auflage. Frankfurt am Main: Fischer Taschenbuch (Fischer, 6623).
- Beyvers, Eva; Helm, Paula; Hennig, Martin; Keckeis, Carmen; Kerknin, Innokentij; Püschel, Florian (2017): Einleitung. In: Eva Beyvers, Paula Helm, Martin Hennig, Carmen Keckeis, Innokentij Kerknin und Florian Püschel (Hg.): *Räume und Kulturen des Privaten*. Wiesbaden: Springer VS, S. 1–18.
- Boccagni, Paolo; Kusenbach, Margarethe (2020): For a comparative sociology of home: Relationships, cultures, structures. In: *Current Sociology*, 68 (5), S. 595–606. DOI: 10.1177/0011392120927776.
- Bodnár, Judit (2002): Budapester Zäune. die Neuordnung des privaten und des öffentlichen Raums. In: Peter Döllmann und Robert Temel (Hg.): *Lebenslandschaften. Zukünftiges Wohnen im Schnittpunkt von privat und öffentlich*. Frankfurt/Main: Campus Verl., S. 177–189.
- Bourdieu, Pierre (1991): Physischer, sozialer und angeeigneter physischer Raum. In: Martin Wentz (Hg.): *Stadt-Räume*. Frankfurt am Main: Campus-Verl. (Die Zukunft des Städtischen, Bd. 2), S. 25–34.
- Burkart, Günter (2002): Stufen der Privatheit und die diskursive Ordnung der Familie. In: *Soziale Welt*, 53 (4), S. 397–413.
- Charmaz, Kathy (2006): *Constructing grounded theory. A practical guide through qualitative analysis*. London, Thousand Oaks, CA: Sage.
- DGS (2017): *Ethik-Kodex der Deutschen Gesellschaft für Soziologie (DGS) und des Berufsverbandes Deutscher Soziologinnen und Soziologen (BDS). Deutschen Gesellschaft für Soziologie (DGS)*. Online verfügbar unter https://soziologie.de/fileadmin/user_upload/dokumente/Ethik-Kodex_2017-06-10.pdf, zuletzt geprüft am (06.03.2023).
- Douglas, Mary (1991): The Idea of a Home: A Kind of Space. In: *Social Research*, 58 (1), S. 287–307.
- Elias, Norbert (1976): *Über den Prozeß der Zivilisation 2: Soziogenetische und psychogenetische Untersuchung 2. Wandlungen der Gesellschaft, Entwurf zu einer*

- Theorie der Zivilisation.* Erste Auflage 1997, Neuausgabe 1997, 32. Auflage 2013.
 Frankfurt am Main: Suhrkamp (Suhrkamp Taschenbuch Wissenschaft, 159).
- Elias, Norbert (1978): *Über den Prozeß der Zivilisation I: Soziogenetische und psychogenetische Untersuchungen. Wandlungen des Verhaltens in den weltlichen Oberschichten des Abendlandes.* 5. Aufl. (Suhrkamp-Taschenbuch Wissenschaft).
- Fitzpatrick, Suzanne (2005): Explaining Homelessness: a Critical Realist Perspective. In: *Housing, Theory and Society*, 22 (1), S. 1–17. DOI: 10.1080/14036090510034563.
- Froschauer, Ulrike; Lueger, Manfred (2003): *Das qualitative Interview. Zur Praxis interpretativer Analyse sozialer Systeme.* 1. Aufl. Wien: WUV (UTB Soziologie, 2418).
- Froschauer, Ulrike; Lueger, Manfred (2009): *Interpretative Sozialforschung: der Prozess.* 1. Aufl. Wien: Facultas.wuv (UTB Soziologie, 3306).
- Froschauer, Ulrike; Lueger, Manfred (2020): *Das qualitative Interview. Zur Praxis interpretativer Analyse sozialer Systeme.* 2., vollständig überarbeitete und erweiterte Auflage 2020. Wien: Facultas (utb-studi-e-book, 2418).
- Fux, Beate (2008): Die Intimisierung des öffentlichen Raumes. Über das Zusammenspiel von Selbstdarstellung, sozialer Schließung und Integration. In: Ingrid Tomkowiak und Werner Egli (Hg.): *Intimität.* Zürich: Chronos-Verl., S. 59–78.
- Glaser, Barney G.; Strauss, Anselm L. (2006 [1967]): *The Discovery of Grounded Theory. Strategies for qualitative research.* London, New Brunswick: AldineTransaction - Transaction Publishers.
- Goffman, Erving (1975): *Stigma. Über Techniken der Bewältigung beschädigter Identität.* Frankfurt am Main: Suhrkamp (Suhrkamp-Taschenbuch Wissenschaft, 140).
- Goffman, Erving (1982): *Das Individuum im öffentlichen Austausch. Mikrostudien zur öffentlichen Ordnung.* Frankfurt am Main: Suhrkamp (Suhrkamp-Taschenbuch Wissenschaft, 396).
- Goffman, Erving (2016): *Asyle. Über die soziale Situation psychiatrischer Patienten und anderer Insassen.* 20. Auflage 2016. Frankfurt am Main: Suhrkamp (Edition Suhrkamp, 678).
- Goffman, Erving (2017): *Wir alle spielen Theater. Die Selbstdarstellung im Alltag.* Ungekürzte Taschenbuchausgabe, 17. Auflage. München, Berlin, Zürich: Piper (Serie Piper, 3891).
- Groot, Shiloh; Hodgetts, Darrin (2012): Homemaking on the streets and beyond. In: *Community, Work & Family*, 15 (3), S. 255–271. DOI: 10.1080/13668803.2012.657933.
- Güntner, Simon; Harner, Roswitha (2021): Wohnen, Wohnungslosigkeit und Wohnungslosenhilfe. In: *Soz Passagen*, 13 (2), S. 235–252. DOI: 10.1007/s12592-021-00398-x.

- Habermas, Jürgen (2013): *Strukturwandel der Öffentlichkeit. Untersuchungen zu einer Kategorie der bürgerlichen Gesellschaft*. 13. Auflage. Frankfurt am Main: Suhrkamp (Suhrkamp-Taschenbuch Wissenschaft).
- Hall, Tom (2019): Homelessness and the city. In: Setha M. Low (Hg.): *The Routledge handbook of anthropology and the city*. London, New York: Routledge Taylor & Francis Group (Routledge handbooks), S. 55–68.
- Hao, Jinwei; Zhu, Jin; Thompson, Sian (2022): Surviving in the post-repatriation era: home-making strategies of homeless people in post-socialist China. In: *Housing Studies*, 37 (2), S. 292–314. DOI: 10.1080/02673037.2020.1867082.
- Hoolahan, Jennifer (2022): Making home? Permitted and prohibited place-making in youth homeless accommodation. In: *Housing Studies*, 37 (2), S. 212–231. DOI: 10.1080/02673037.2020.1836329.
- Hopf, Christel (2013a): Forschungsethik und qualitative Forschung. In: Uwe Flick, Ernst von Kardorff und Ines Steinke (Hg.): *Qualitative Forschung. Ein Handbuch*. 12. Auflage, Originalausgabe. Reinbek bei Hamburg: rowohlt enzyklopädie im Rowohlt Taschenbuch Verlag (Rororo Rowohlt Enzyklopädie, 55628), S. 589–599.
- Hopf, Christel (2013b): Qualitative Interviews - ein Überblick. In: Uwe Flick, Ernst von Kardorff und Ines Steinke (Hg.): *Qualitative Forschung. Ein Handbuch*. 12. Auflage, Originalausgabe. Reinbek bei Hamburg: rowohlt enzyklopädie im Rowohlt Taschenbuch Verlag (Rororo Rowohlt Enzyklopädie, 55628), S. 349–360.
- Hughes, Caroline; Madoc-Jones, Iolo; Parry, Odette; Dubberley, Sarah (2017): A place to call our own: perspectives on the geographical and social marginalisation of homeless people. In: *JAP*, 19 (3), S. 105–116. DOI: 10.1108/JAP-09-2016-0022.
- Karin-Frank, Shyli (2020): Homelessness, the Right to Privacy, and the Obligation to Provide a Home. In: G. John M. Abbaro (Hg.): *The ethics of homelessness. Philosophical perspectives*. Second, revised and expanded edition. Leiden, Boston: Brill Rodopi (Value inquiry book series, volume 86), S. 254–270.
- Keckeis, Carmen (2017): Privatheit und Raum – zu einem wechselbezüglichen Verhältnis. In: Eva Beyvers, Paula Helm, Martin Hennig, Carmen Keckeis, Innokentij Kreknin und Florian Püschel (Hg.): *Räume und Kulturen des Privaten*. Wiesbaden: Springer VS, S. 19–56.
- Keller, Reiner (2012): *Das Interpretative Paradigma*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Kerr, Daniel R. (2016): ‘Almost like I am in Jail’: homelessness and the sense of immobility in Cleveland, Ohio. In: *Cultural Studies*, 30 (3), S. 401–420. DOI: 10.1080/09502386.2015.1113632.

Killian, Ted (1998): Public and private, power and space. In: Andrew Light und Jonathan M. Smith (Hg.): *Philosophy and Geography II: The Production of Public Space*. Lanham: Rowman & Littlefield Publishers Inc., S. 115–134.

Kluge, Friedrich; Seibold, Elmar (2002): *Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache*. 24. Auflage, Berlin: Walter de Gruyter

Kohut, Chris; Patterson, Matt (2022): Being homeless at the "End" of homelessness navigating the symbolic and social boundaries of housing first. In: *Canadian review of sociology = Revue canadienne de sociologie*, 59 (1), S. 59–75. DOI: 10.1111/cars.12369.

Králik, Ľubor (2015): *Stručný etymologický slovník slovenčiny*. Bratislava: VEDA, vydavateľstvo SAV.

Kusenbach, Margarethe (2003): Street Phenomenology. In: *Ethnography*, 4 (3), S. 455–485. DOI: 10.1177/146613810343007.

Lamnek, Siegfried (2010): *Qualitative Sozialforschung*. Mit Online-Materialien. 5. Auflage. Weinheim: Beltz.

Lefebvre, Henri (1992): *The production of space*. Reprint. Oxford: Blackwell.

Lenhard, J.; Coulomb, L.; Miranda-Nieto, A. (2022a): Home making without a home: dwelling practices and routines among people experiencing homelessness. In: *Housing Studies*, 37 (2), S. 183–188. DOI: 10.1080/02673037.2022.2022862.

Lenhard, Johannes (2022b): The economy of hot air –habiter, warmth and security among homeless people at the Gare du Nord in Paris. In: *Housing Studies*, 37 (2), S. 250–271. DOI: 10.1080/02673037.2020.1844158.

Loch, Ulrike; Rosenthal, Gabriele (2002): Das narrative Interview. In: Doris Schaeffer und Gabriele Müller-Mundt (Hg.): *Qualitative Gesundheits- und Pflegeforschung*. 1. Aufl. Bern: Huber (Verlag Hans Huber Programmberich Gesundheit), S. 221–232.

Löw, Martina (2012): *Raumsoziologie*. 7. Auflage. Frankfurt am Main: Suhrkamp (Suhrkamp-Taschenbuch Wissenschaft, 1506).

Lueger, Manfred (2000): *Grundlagen qualitativer Feldforschung. Methodologie - Organisierung - Materialanalyse*. 1. Aufl. Wien: WUV-Univ.-Verl. (UTB für Wissenschaft Sozialwissenschaften, Wirtschaftswissenschaften, 2148).

Lueger, Manfred (2010): *Interpretative Sozialforschung: Die Methoden*. 1. Aufl. Wien: Facultas.wuv (UTB Soziologie, 3307).

Lüders, Christian (2013): Beobachten im Feld und Ethnographie. In: Uwe Flick, Ernst von Kardorff und Ines Steinke (Hg.): *Qualitative Forschung. Ein Handbuch*. 12. Auflage, Originalausgabe. Reinbek bei Hamburg: rowohlt enzyklopädie im Rowohlt Taschenbuch Verlag (Rororo Rowohlt Enzyklopädie, 55628), S. 384–401.

- Marshall, Thomas Humphrey (1950): *Citizenship and Social Class. And Other Essays*. New York: Cambridge University Press.
- McCarthy, Lindsey (2018): (Re)conceptualising the boundaries between home and homelessness: the unheimlich. In: *Housing Studies*, 33 (6), S. 960–985. DOI: 10.1080/02673037.2017.1408780.
- McCarthy, Lindsey (2020): Homeless women, material objects and home (un)making. In: *Housing Studies*, 35 (7), S. 1309–1331. DOI: 10.1080/02673037.2019.1659235.
- Mitchell, Don (1997): The Annihilation of Space by Law: The Roots and Implications of Anti-Homeless Laws in the United States. In: *Antipode*, 29 (3), S. 303–335. DOI: 10.1111/1467-8330.00048.
- Nissen, Sylke (2008): Hybridräume. In: *Arch. eur. sociol.*, 49 (2), S. 277–306. DOI: 10.1017/S0003975608000106.
- Nózka, Marcjanna (2020): Rethinking Homelessness. Residence and the Sense of Home in the Experience of Homeless People. In: *Housing, Theory and Society*, 37 (4), S. 496–515. DOI: 10.1080/14036096.2019.1658622.
- O'Shaughnessy, Branagh R.; Greenwood, Ronni Michelle (2021): Autonomy and authority: Homeless service users' empowering experiences in housing first and staircase services. In: *Community & Applied Soc Psy*, 31 (3), S. 288–304. DOI: 10.1002/casp.2511.
- Parsell, Cameron (2011): Homeless identities: enacted and ascribed. In: *The British journal of sociology*, 62 (3), S. 442–461. DOI: 10.1111/j.1468-4446.2011.01373.x.
- Parzer, Michael; Rieder, Irene; Wimmer, Eva (2017): Using Go-Alongs for exploring immigrant entrepreneurs' native customers. In: *Current Sociology*, 65 (7), S. 971–990. DOI: 10.1177/0011392116656724.
- Paul, Joshua (2023): ‘My room is like my sanctuary’: Exploring homelessness and home(un)making in the austere city. In: *Area*, 55 (1), S. 150–159. DOI: 10.1111/area.12830.
- Pleace, Nicholas; O’Sullivan, Eoin; Johnson, Guy (2022): Making home or making do: a critical look at homemaking without a home. In: *Housing Studies*, 37 (2), S. 315–331. DOI: 10.1080/02673037.2021.1929859.
- Pörtl, Christian (2015): *Obdachlose Jugendliche Wiens im Spannungsfeld zwischen Privatheit und öffentlichem Raum – eine sozialgeographische Analyse*. Diplomarbeit. Universität Wien, Wien.
- Rendell, Jane (2002): Orte zwischen dem Öffentlichen und dem Privaten. In: Peter Döllmann und Robert Temel (Hg.): *Lebenslandschaften. Zukünftiges Wohnen im Schnittpunkt von privat und öffentlich*. Frankfurt/Main: Campus Verl., S. 196–206.

- Ritter, Martina (2008): *Die Dynamik von Privatheit und Öffentlichkeit in modernen Gesellschaften*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften (SpringerLink Bücher).
- Rosenthal, Gabriele (2015): *Interpretative Sozialforschung. Eine Einführung*. 5., überarbeitete und ergänzte Aufl. Weinheim: Beltz (Grundlagenexte Soziologie).
- Rössler, Beate (2001): *Der Wert des Privaten*. 1. Aufl., Orig.-Ausg. Frankfurt am Main: Suhrkamp (Suhrkamp-Taschenbuch Wissenschaft, 1530).
- Schneider, Luisa T. (2020): ‘My home is my people’ homemaking among rough sleepers in Leipzig, Germany. In: *Housing Studies*, S. 1–18. DOI: 10.1080/02673037.2020.1844157.
- Schütz, Alfred; Luckmann, Thomas (2017): *Strukturen der Lebenswelt*. 2., überarbeitete Auflage, Online-Ausgabe. Stuttgart, Konstanz, München: UTB; UVK Verlagsgesellschaft mbH; UVK/Lucius (utb-studi-e-book, Nr. 2412).
- Sennett, Richard (2004): *Verfall und Ende des öffentlichen Lebens. Die Tyrannie der Intimität*. 14. Aufl. - Ungekürzte Ausg. Frankfurt am Main: Fischer-Taschenbuch-Verl. (Fischer-Taschenbücher Fischer Wissenschaft, 7353).
- Simmel, Georg (1995): Die Großstädte und das Geistesleben. In: Rammstedt, Otthein, Rammstedt, Angela und Rüdiger Kramme (Hg.): *Georg Simmel: Aufsätze und Abhandlungen 1901-1908. Gesamtausgabe Band 7*. Band I. Frankfurt am Main: Suhrkamp Verlag, S. 116–131.
- Somerville, Peter (1992): Homelessness and the Meaning of Home: Rooflessness or Rootlessness? In: *International Journal of Urban and Regional Research*, 16 (4), S. 529–539. DOI: 10.1111/j.1468-2427.1992.tb00194.x.
- Somerville, Peter (2013): Understanding Homelessness. In: *Housing, Theory and Society*, 30 (4), S. 384–415. DOI: 10.1080/14036096.2012.756096.
- Sparks, Tony (2010): Broke Not Broken: Rights, Privacy, and Homelessness in Seattle. In: *Urban Geography*, 31 (6), S. 842–862. DOI: 10.2747/0272-3638.31.6.842.
- Speer, Jessie (2017): “It's not like your home”: Homeless Encampments, Housing Projects, and the Struggle over Domestic Space. In: *Antipode*, 49 (2), S. 517–535. DOI: 10.1111/anti.12275.
- Speer, Jessie; Goldfischer, Eric (2020): The City Is not Innocent: Homelessness and the Value of Urban Parks. In: *Capitalism Nature Socialism*, 31 (3), S. 24–41. DOI: 10.1080/10455752.2019.1640756.
- Trenna Valado, Martha (2006): *Factors influencing homeless people's perception and use of urban space*. Dissertation. the University of Arizona, Arizona. Department of Anthropology.

- Vandenbeld Giles, Melinda (2020): Not a home: Shelter families living in Canadian motels. In: *Current Sociology*, 68 (5), S. 701–718. DOI: 10.1177/0011392120927739.
- Wacquant, Loïc (2006): *Das Janusgesicht des Ghettos und andere Essays*. Basel: Birkhäuser (Bauwelt Fundamente, 134).
- Wardhaugh, Julia (1999): The Unaccommodated Woman: Home, Homelessness and Identity. In: *The Sociological Review*, 47 (1), S. 91–109. DOI: 10.1111/1467-954X.00164.
- Wasserman, Jason Adam; Clair, Jeffrey Michael (2010): *At Home on the Street. People, Poverty, and a Hidden Culture of Homelessness*. Boulder, CO: Lynne Rienner Publishers.
- Weber, Max (1988): *Gesammelte Aufsätze zur Wissenschaftslehre*. 7. Aufl. Tübingen: Mohr (UTB für Wissenschaft. Uni Taschenbücher, 1492).
- Wolf, Stephan (2013): Wege ins Feld und ihre Varianten. In: Uwe Flick, Ernst von Kardorff und Ines Steinke (Hg.): *Qualitative Forschung. Ein Handbuch*. 12. Auflage, Originalausgabe.

6.1 Internetquellen

Digitales Wörterbuch der deutschen Sprache:

dwds.de/wb/geheim (17/03/23)
dwds.de/wb/intim (17/03/23)
dwds.de/wb/Ort (17/03/23)

Etymonline - Online Etymology Dictionary:

etymonline.com/word/secret (17/03/23)

La langue française:

lalanguefrancaise.com/dictionnaire/definition/secret (17/03/23)

7 Abstracts

7.1 Abstract deutsch

Privatheit wird zumeist in eine enge Verbindung mit ihrer institutionalisierten Form, dem eigenen Haus, der eigenen Wohnung, gebracht. In Abwesenheit dieser klar räumlich definierten Form müssen obdachlose Personen andere Wege finden Privatheit zu erleben. Die vorliegende Masterarbeit beschäftigt sich aus handlungstheoretischer Perspektive mit dem Thema der Privatheit obdachloser Personen und untersucht, wie Privatheit von obdachlosen Personen in der Stadt Wien konstruiert wird. Zur Beantwortung der Forschungsfrage, wurde eine empirische Untersuchung durchgeführt. Die Grundlage der Ergebnisse bilden, mit Hilfe der interpretativen Auswertungsmethoden der Feinstruktur-, System- und Themenanalyse interpretierte, narrative Interviews. In den Ergebnissen zeigt sich das Zusammenspiel der drei Dimensionen Ort, Zeit und Mobilität als zentral für die Konstruktion der Privatheit. Orte für private Handlungen verteilen sich über die gesamte Stadt. Dabei lassen sich zwei Ort-Arten unterscheiden. Jene, die durch ihre Infrastruktur bestimme Handlungen ermöglichen (z.B. Obdachloseneinrichtungen), und Orte, die temporär als privat gedeutet werden können (z.B. Schlafplätze im öffentlichen Raum). Beide Arten sind nur temporär nutzbar, weshalb die Kontrolle über die eigene Zeit entscheidend ist. Aufgrund der Verteilung innerhalb der Stadt und der zeitlich begrenzten Nutzbarkeit ist Mobilität nötig um zu bestimmten Zeiten an bestimmten Orten sein zu können. Gleichzeitig stellt Mobilität auch eine eigene Form der Privatheit dar, da durch die Bewegung im öffentlichen Raum Privatheit in der Anonymität der städtischen Öffentlichkeit erlebt werden kann. Grundvoraussetzung für die erfolgreiche Konstruktion der Privatheit ist ein spezifischer Wissensvorrat, der Wissen über die verschiedenen Orte und Abläufe der Stadt umfasst. Wissensquellen sind eigene Erfahrungen, Beobachtungen und der Austausch mit anderen obdachlosen Personen.

7.2 Abstract englisch

Privacy is usually closely associated with its institutionalised form, one's own house or flat. In the absence of this generally recognised form, homeless people must find alternative ways to experience privacy. This Master's thesis approaches the topic of privacy of homeless people from an action-theoretical perspective, with the central research question: how do homeless people in the city of Vienna construct and maintain their privacy? To answer the question, an empirical study was conducted. The results base on narrative interviews that were interpreted using three interpretative evaluation methods: fine-structure-analyses, system-analysis and topic-analysis. The interpretative analyses revealed the interplay of the three dimensions place, time and mobility to be central for the construction of privacy. Places for private actions are distributed throughout the city and can be distinguished into two types. Those that enable certain private actions through their infrastructure (e.g. homeless shelters), and those that can be temporarily interpreted as private (e.g. public sleeping places). Places can only temporarily be used, making the control over one's time crucial. The distribution and temporally limited usability, emphasises the need for mobility to enable homeless people to be at certain places at certain times. Furthermore, mobility represents its own form of privacy. Movement in public spaces allows to immerse oneself in the anonymity of the urban public sphere and thus experience privacy. Specific knowledge is required to successfully construct privacy, including knowledge of different places and of the processes of the city. Sources of knowledge are one's own experiences, observations and the group.